

Michael Thumann

*Eisiges Schweigen flussabwärts –
Eine Reise von Moskau
nach Berlin*

~

Unverkäufliche, unkorrigierte Leseprobe.
Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf der Sperrfrist
am 20. März 2025 ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.

C.H.Beck



©Anna Weise

MICHAEL THUMANN ist Außenpolitischer Korrespondent der ZEIT, er arbeitet aus Moskau und Berlin. Seit den 1990er Jahren berichtet er für die ZEIT aus Russland, Osteuropa und dem Nahen Osten. 2023 erschien bei C.H.Beck sein Bestseller «Revanche. Wie Putin das bedrohlichste Regime der Welt geschaffen hat». Seine Artikel, Podcasts und Bücher über Russland als Vielvölkerstaat und den neuen Nationalismus Putins haben unseren Blick auf dieses Land erweitert. Russland kennt er schon aus Studienzeiten, als er unter anderem an der Moskauer Lomonossow-Universität studierte.

Pressestimmen zu «Revanche»

~

«Ein scharfsinniges, ein horizonterweiterndes Buch.»

Denis Scheck, ARD Druckfrisch

«Ein brillantes Buch.»

Markus Lanz, ZDF

«Eine Pflichtlektüre.»

Paul Lendvai, Der Standard

«Hellsichtig wie kaum ein anderer.»

Thomas Speckmann, Neue Zürcher Zeitung

«Wer die Vorgeschichte dieses Krieges besser verstehen will,
sollte das Buch von Michael Thumann lesen.»

Jan Pfaff, taz

«Ein gelungener Crashkurs in neuerer russischer Geschichte.»

Helena Schäfer, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Einer der besten Russlandkenner.»

Lukas Meyer-Blankenburg, SWR 2 Lesenswert

«Schafft es wie kein zweiter, den Alltag der Menschen mit der
großen Politik zu verknüpfen.»

Peter Claus, rbb Kultur

«Das Buch bringt Putins Denken und Wirken auf den Punkt.
Thumann ist der beste Russlandkenner.»

Daniel Arnet, SonntagsBlick

«Sehr interessante Erzählung, die die europäische Sicht
und die russische Innensicht miteinander verbindet – große
Leseempfehlung.»

Podcast Ostausschuss, Jan Claas Behrends

«Ein Therapeutikum gegen all jene infamen Verwässerungs-
tendenzen in Ost und West, die Putins Brutalität der
Kriegsführung zu relativieren versuchen.»

Wolfgang Paterno, profil

«Wer verstehen möchte, dass und wie Europa und die Welt
unumkehrbar in ein neues Zeitalter gerutscht sind, wird dieses
brillante Buch nicht mehr aus der Hand legen.»

Astrid Irrgang, Internationale Politik

«Materialreich und argumentativ abgewogen.»

Sven Felix Kellerhoff, WELT

«Kommt nicht nur zur rechten Zeit, es beantwortet auch ganz
wesentliche Fragen einer zunehmend besorgten Öffentlichkeit.»

Thilo Kößler, Deutschlandfunk

«Elegant geschrieben, exzellent analysiert und
absolut bereichernd.»

Frankfurter Rundschau, Michael Hesse

«Ein großartiges Buch zur jüngsten Zeitgeschichte –
glänzend geschrieben.»

NDR Kultur





Inhalt

~

Vermauert: Europas neue Teilung

Unerwünscht: Korrespondentendasein in Russland

Erloschen: Die deutsch-russischen Beziehungen

Ausweichen: Mit dem Fahrrad raus aus Moskau

Zurückblicken: Meine ersten Reisen nach Moskau

Versöhnen: Die Revolution des Michail Gorbatschow

Alle raus! Im Nachtzug durch die Steppe

Abgenabelt: Geflohene Russen in Georgien

Ausweglos: Putins ewiger Krieg

Ausradiert: Die Zerstörung des Westens

Am Ende aller Hoffnung: Die Freunde in Moskau

Eisiges Schweigen: Über Kaliningrad und die Memel nach Litauen

Draußenbleiben: Wo die Sanktionen fehlschlagen

Brückenschlagen: Von Petersburg über Narva nach Estland

Grenzleben: Bei den Altgläubigen am Peipus-See

Polarisiert: Showdown in Daugavpils

Russland, nein danke: Von Kaunas über die Masuren nach Danzig

Nato, nein danke: Ankunft in Brandenburg

Nicht schon wieder: Deutschlands Orientierungsverlust

Unerwünscht: Das Korrespondentenleben

~

Die Grenzbeamtin am Moskauer Flughafen Wnukowo zieht meinen Reisepass unter der Trennscheibe hervor. Fragt mich, mit welchem Flugzeug ich gekommen bin. Schaut mich streng an. Fordert mich auf, die Brille abzunehmen. Nimmt eine große Lupe und studiert mein Visum für Russland. Legt den Pass auf ein Lesegerät. Liest in ihrem Rechner alles, was da über mich steht. Schaut mich noch einmal streng an und greift dann zu einem Festnetztelefon mit Wählscheibe.

Die Prozedur des Einreisens für deutsche Korrespondenten nach Russland ist niemals Routine und manchmal eine Riesenshow. Bei jedem Warten in der Schlange vor der Passkontrolle frage ich mich: Liegt gegen mich irgendetwas vor? Lassen Sie mich noch rein? Werden sie mich festhalten? Und: Lassen sie mich wieder raus? Oft fallen den Grenzschützern, die dem Geheimdienst FSB angehören, neue Haken und Stolperfallen ein. Zumindest für Bürger aus sogenannten «unfreundlichen Ländern», zu denen Deutschland zählt. Als Deutscher in Russland wird man zur Projektionsfläche der Paranoia und zum Pappkameraden für die Rache des Regimes. Revanchieren sie sich für Leopard-Panzer an die ukrainische Armee, für Iris-T und Patriot-Abwehrraketen für die ukrainischen Städte, für die Sanktionen gegen Russland? All das geht mir durch den Kopf, während ich an der Passkontrolle stehe.

Die Grenzschützerin legt den Hörer auf und legt meinen Pass noch gefühlte zehn Mal hintereinander auf das Lesegerät. Ich drehe mich um, hinter mir ist schon eine Schlange entstanden. Nach fünf

Unerwünscht

Minuten kommt ihr Vorgesetzter. Ein Mann mit dunkler Uniform und einem Mikrofon samt Kamera, das ihm vor der Brust baumelt. Der Offizier nimmt meine Papiere, schüttelt den Kopf und bittet mich mitzukommen. Er führt mich an einer Gruppe von zentralasiatischen Männern vorbei, die offenbar auch warten müssen, sie sind Pendler oder Migranten, die für Arbeit nach Moskau wollen. Aber sie sitzen auf mehrere Bänke im Saal vor der Passkontrolle verteilt. Mich geleitet der Offizier eine Treppe hinunter, zeigt auf eine Tür. «Da hinein!», weist er mich an. Ich stehe in einem Raum mit einem alten Aktenschrank, einem Bett mit einer fleckigen alten Sprungfedermatratze und einem Schreibtisch. Ich denke mir nur, hoffentlich verbringe ich hier nicht die Nacht. Der Offizier nimmt hinter dem Schreibtisch Platz und zeigt auf einen Stuhl, den ich mir aus einer verstaubten Ecke heranziehe. Dann hat er Fragen:

Wo wohnen Sie?

In Moskau.

Mit welchem Ziel reisen Sie in die Russische Föderation ein?

Berichterstattung.

Worüber schreiben Sie?

Politik, Wirtschaft, Gesellschaft.

Was denken Sie über die Militärische Spezialoperation?

Dass schon sehr, sehr viele Menschen gestorben sind.

Haben Sie Kontakte zum Bundesnachrichtendienst?

Nein.

Sind Sie verheiratet, haben Sie Kinder?

Ich beantworte keine Fragen, die mein persönliches Leben betreffen. Ich bin hier zum Arbeiten.

Der Offizier schweigt. Mir fällt auf, wie eiskalt dieser Kellerraum ist. Er schweigt immer noch. Nach gefühlten zehn Minuten nickt er und klappt sein Notizbuch zu.

Keine Fragen mehr, warten Sie bitte.

Eine halbe Stunde sitze ich noch auf einer Bank neben den Männern aus Zentralasien. Dann kommt ein anderer Beamter auf mich zu, gibt mir meinen Pass und sagt: «Sie können gehen.» Ich gehe zu der Passkontrolleurin zurück, sie stempelt meinen Pass und gibt mir eine sogenannte Migrationskarte, ein Extrapapier der russischen Grenzbehörden. Und schon ist die sogenannte «Sonderüberprüfung» vorbei.

Die Einreise ist in Russland die erste Berührung mit Vertretern des Geheimdienstes, und ich setze in Moskau immer viel daran, es zur letzten Berührung bis zur nächsten Ausreise werden zu lassen. Es ist ein Gradmesser, wie willkommen ich hier als Korrespondent bin. Es ist aber auch eine Übung im Spiel von Einschüchterung und innerer Resilienz, weil solche Kellergespräche natürlich auch ein Test sind, wie ich auf Druck und eisiges Schweigen reagiere. Die Notiz darüber ist am Ende in den Akten womöglich wichtiger als meine Antworten. Auf jeden Fall aber verfolgen die russischen Behörden das Ziel, das Leben für westliche Korrespondentinnen und Korrespondenten möglichst unberechenbar und strapaziös zu gestalten.

Aus Moskau zu berichten war nie einfach. Das muss man bei allen Schikanen wissen, die westliche Berichterstatter heute über sich ergehen lassen müssen. Als *Die Zeit* mich 1996 das erste Mal nach Moskau schickte, waren die Zeiten unübersichtlich und voller Überraschungen. Ich fuhr nach Tschetschenien, um über den Krieg Russlands gegen die abtrünnige Republik zu berichten. Mehrere Journalisten kamen dort ums Leben. Ich ging eines Abends an einem Restaurant vorbei, in dem gerade eine Schießerei stattfand. Ich war auf der Hut vor Bürokraten, die nicht den Gesetzen Geltung verschafften, sondern auf Raubzügen in eigener Sache unterwegs waren. 1998 rief mich ein FSB-Offizier an und fragte, ob er nicht mal zum Tee vorbeikommen könne. Ich sagte etwas zögerlich, «ja, warum nicht», war natürlich sehr nervös, räumte das *Zeit*-Büro auf, entsorgte Zettel und Kassetten mit Interview-Aufnahmen, die ich für kompromittierend hielt, und empfing ihn. Er schaute sich neugierig in unserem kleinen Büro um. Wahrscheinlich hatte er ein

repräsentativeres Ambiente erwartet. Dann fragte er nach meinem Befinden und meinem Alltag, so als hätten wir uns zufällig auf der Straße gesprochen. Nippte am Tee und bat um mehr Zuckerstücke. Aß alle Kekse auf. Völlig harmlos eigentlich. Am Ende verabschiedete er sich freundlich und ließ nie wieder von sich hören. So gefiel mir der FSB.

Unangenehmer war ein Anruf vom Zoll 1999. Ich hatte damals noch einen Dienstwagen, den mein Vorgänger hinterlassen hatte, einen weißen Mercedes 180, das Einsteigermodell ohne Klimaanlage, mit Fensterkurbel und graukarierten Sitzen. Aber ein Mercedes, das weckte Aufmerksamkeit. Der Zollbeamte am Telefon forderte mich auf, mit dem Wagen bei der Moskauer Zollbehörde vorzufahren. Auf dem Parkplatz begrüßte mich ein Mann in schwarzen Designerklamotten mit Goldkettchen von Versace. Der Mann hatte es offenbar auf westliche Edelmarken abgesehen und warf nun sein Auge auf unseren Dienstwagen. «Die Gesetze haben sich geändert», erklärte er mir maliziös lächelnd. Die Autos von Ausländern würden zollrechtlich neu eingestuft, ich müsse für den Wagen nachträglich Zoll bezahlen. Er nannte eine Summe, die den ursprünglichen Kaufpreis des Mercedes deutlich überstieg. Das konnte ich meinem Verlag unmöglich erklären. Ich lehnte ab. «Na dann lassen sie ihn hier gleich stehen», sagte er und strich mit den Fingern über die Motorhaube. Mir war klar, dass der Mann den Wagen umgehend in sein Privateigentum überführt hätte. Ich lehnte wieder ab, bedeutete ihm höflich, seine Hand von der Haube zu nehmen – und fuhr aufgewühlt vom Zollhof. Im Büro angekommen, telefonierte meine Assistenten und ich die deutsche Botschaft, Anwaltsbüros und Behörden ab. Keiner wusste Rat.

Aber mein Fahrer suchte beharrlich einen Ausweg. Er stellte sich vor die Zollbehörde, sprach mit anderen Fahrern, die alle das gleiche Problem hatten. Bekam den Tipp, dass vor kurzem mehrere Beamte der Zollbehörde den Dienst quitiert hätten. Lernte einen davon kennen, den er mir alsbald vorstellte. Wir nannten ihn «Pascha Mercedes», in Anlehnung an den General der Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte, der 1994 einen schwunghaften Handel

mit sehr vielen gebrauchten Mercedes-Limousinen für Russland betrieb. Unser Pascha hatte bei Dienstende nicht nur offizielle Stempel der Zollbehörde mitgehen lassen, er hatte auch einen Plan, über den er nicht sprechen wollte. Wenige Tage darauf fuhr mein Fahrer und Pascha mit dem weißen Mercedes aus Moskau raus Richtung Ukraine. Kurz vor der russisch-ukrainische Grenze zog Pascha die Stempel aus der Aktentasche, brachte seinen Laptop und seinen Nadeldrucker in Stellung, druckte die nötigen Ausfuhrbescheinigungen aus und bestempelte sie aufwändig. Mit diesen Papieren rollte unser weißer Mercedes formgerecht über die Grenze. In der Ukraine kaufte mein Fahrer dem Verlag den längst abgeschriebenen Wagen für umgerechnet eine Mark ab. Den Kaufvertrag und die Zollpapiere für die Wiedereinfuhr nach Russland ließ Pascha Mercedes aus seinem Nadeldrucker rattern, dazu regnete es die nötigen Stempel und Unterschriften. Als russischer Staatsbürger durfte mein Fahrer den gebrauchten Wagen ohne Zollgebühren ins Land bringen – und beide fuhrten mit dem frisch entzollten Wagen wieder zurück nach Moskau. So erzählten sie mir es hinterher. Niemand wurde bestochen, niemand kam zu Schaden, niemand vermisste etwas, außer vielleicht der korrupte Zöllner mit dem Goldkettchen. Wir konnten den Wagen noch jahrelang benutzen, ohne dass der Zoll uns noch einmal behelligte. Das war so eine typische Neunziger-Jahre-Lösung. Derlei kreativer Umgang mit Formularen und Stempeln sind heute, im paragraphengesättigten Putin-Staat, nur noch den führenden Schichten vorbehalten. Die machen allerdings reichlich Gebrauch davon.

Der große Unterschied zwischen den 1990er und den 2020er Jahren: Damals konnte ich unbeschwert aus Russland berichten. Ich war willkommen und nicht Vertreter eines «unfreundlichen Landes». Ich schaute mich bei Recherchen nicht dauernd um, ob mir jemand folgte. Ich musste meine Akkreditierung nur einmal im Jahr und nicht alle drei Monate verlängern. Gewiss, die Berichterstattung aus dem Tschetschenienkrieg war risikoreich, aber gewiss nicht gefährlicher als meine Korrespondentenjahre vor 1996 im kriegszerrütteten Ex-Jugoslawien. Damals, in den 1990er Jahren,

waren westliche Korrespondenten in Moskau genauso wie alle russischen Bürger Opfer der allgemeinen Unübersichtlichkeit des Lebens. Heute sind wir dauerhaft im Visier der Geheimdienste und eines zunehmend totalitären Staates, wir sind mögliche Geiseln im hybriden Krieg, den Russland gegen den Westen führt.

Kein Fall macht das auf furchtbarere Weise deutlich als die Geschichte von Evan Gershkovich. Evan war ein sympathischer und scharfsinniger Kollege, ein aufstrebender Korrespondent für das Wall Street Journal, der zuvor für die lokale Zeitung Moscow Times gearbeitet hatte. Als Sohn russischer Emigranten in den USA geboren, hatte er in Russland seine große Chance gefunden. Nach dem Überfall auf die Ukraine warb ihn das Wall Street Journal ab. Evan Gershkovich machte eine Blitzkarriere und fuhr wie viele von uns in die russische Provinz. Er brachte großartige Geschichten zurück, die in den USA ein breites Echo fanden. Als er im März 2023 verhaftet wurde, ein gutes Jahr nach Russlands neuerlichem Überfall auf die Ukraine, war er wieder unterwegs im Land. Er wurde bei einer Recherche über die russische Rüstungsindustrie in Jekaterinburg wegen Spionage verhaftet. Kurz zuvor war in den USA ein russischer Staatsbürger, Sergej Tscherkassow, wegen Spionage angeklagt worden. War es eine Racheaktion der russischen Behörden? Oder ging Gershkovich dem Geheimdienst wegen seiner Recherche bei der Rüstungsindustrie ins Netz? Womöglich beides. Auf jeden Fall machte Wladimir Putin ein Jahr später klar, dass Gershkovich die persönliche Trophäe des russischen Herrschers war, die er gegen seiner Ansicht nach gleichwertige Inhaftierte im Westen einzutauschen gedachte. In einem Interview mit dem rechtsradikalen amerikanischen Youtuber Tucker Carlson erklärte Putin im Februar 2024, dass Russland mit den USA über einen möglichen Austausch von Gershkovich im Gespräch sei. Aber Tscherkassow war ihm offenbar nicht wertvoll genug für seine Trophäe. Putin erwähnte ausdrücklich den Tiergartenmörder als Austausch Kandidaten. Wadim Krassikow hatte 2019 einen tschetschenischen Oppositionellen mitten in Berlin ermordet und saß seitdem als verurteilter Mörder in einem deutschen Gefängnis. So sah es Putin: «Diese Person hat aus

patriotischem Antrieb einen Banditen in einer europäischen Hauptstadt beseitigt.» Was Putin sich in einem Dreierdeal zwischen Russland, den USA und Deutschland vorstellen konnte, lehnte die deutsche Regierung ab. Seither war klar, was alle ohnehin vermuteten: dass Putin den russischen Geheimdienstmann und Auftragskiller Krassikow freipressen wollte und Gershkovich eines seiner Faustpfänder dafür war. Und genau zu diesem Deal kam es Ende Juli 2024, als Gershkovich mit 16 anderen westlichen Geiseln und russischen politischen Gefangenen gegen russische Kriminelle und Spione in westlicher Haft ausgetauscht wurde.

Für die deutschen Korrespondenten war Gershkovichs Schicksal ein doppelter Schock. Er war der erste westliche Korrespondent seit dem Ende des Kalten Krieges, der wegen Spionage angeklagt wurde. Und da Wadim Krassikow in einem deutschen Gefängnis saß, schien die Gefahr besonders hoch zu sein, dass Putin auch einen deutschen Korrespondenten zur Geisel nehmen könnte. Damit war die rote Linie eines sicheren Aufenthalts in Russland überschritten. Im Krieg, in Krisen berichten Journalisten unter großen Gefahren, doch betrifft diese Gefahrenlage alle Menschen vor Ort. Journalisten teilen die Risiken mit der lokalen Bevölkerung. Wenn sie in kriegerischen Auseinandersetzungen sterben oder verletzt werden – so gab es in der Vergangenheit einzelne Fälle, in denen Journalisten gezielt getötet wurden. In den meisten Fällen jedoch sind sie nicht Opfer eines Angriffs, weil sie Journalisten sind, sondern weil an ihrem Aufenthaltsort viele Menschen betroffen sind. Heute in Russland dagegen sind Journalisten, egal an welchem Ort, das Ziel der Aggression und der von der Regierung ausgehenden Gefährdung. Und das macht ihre Arbeit zum persönlichen Risiko, das sie nur mit wenigen anderen Menschen teilen, seien es Oppositionelle, russische Journalisten und Aktivisten.

Genau deshalb achte ich in Moskau stets darauf, nicht unnötig irgendwelchen Beamten in die Arme zu laufen. Ich springe vor dem Zebrastreifen vom Rad, weil es verboten ist, über den Zebrastreifen zu fahren. Ich bin bei Reisen in die russische Provinz extrem vorsichtig, um nicht mit Polizisten in Kontakt zu kommen, die nicht wissen,

was sie mit mir tun sollen, einem Korrespondenten aus einem «unfreundlichen Land» , wie die russische Regierung Deutschland nennt. Ständig drehe ich mich in der Provinz um, um zu überprüfen, ob mir nicht jemand folgt. Ich reise nie mit einem Tross von Helfern und Fotografen, dadurch wäre ich für jeden aus der Ferne sofort als Journalist erkennbar. Das können Journalisten vom Fernsehen und Hörfunk leider oft nicht vermeiden.

Gerade die Reisen in die Provinz sind ein besonderes Risiko. Kollegen vom Fernsehen berichten von massiven Versuchen, Dreharbeiten zu verhindern. Wenn sie Interviews auf Plätzen und Straßen führen, laufen lokale Störer ins Bild, fragen: «Ach, Sie sind aus Deutschland?» Bleiben stehen und fragen die russischen Interviewpartner: «Warum reden Sie mit Medien aus unfreundlichen Ländern?» Fragen die westlichen Journalisten: «Warum liefert Deutschland Waffen an die Ukraine?» Das ist Belästigung. Die Gefahr ist, dass solche Störer die Vorboten von Schlimmerem sein können. Zum Beispiel einer Befragung durch die Polizei und den örtlichen Geheimdienst. Da weiß man nie, wo das endet.

Doch gibt es inmitten der Gefahren auch eine Art Moskauer Alltagsnormalität, die – von außen betrachtet – viel mehr einem Bürojob als einem Politthriller gleicht. Hier besteht der Schmerzreiz eher in einer dauerhaften Berührung und Kollision mit der russischen Bürokratie. Ich gehe sehr gern ins Büro der ZEIT in Moskau, aber ich rechne stets damit, dass meine Assistentin eine unangenehme Überraschung für mich bereithält. Neuigkeiten von der Bank, von der Registrierungsbehörde, vom Außenministerium – alles kann einem den Tag versauen oder gleich die ganze Woche. Für die Kontoführung verschärfen sich von Jahr zu Jahr die Bedingungen. Erst wollte die Bank nur eine Unterschrift des Chefredakteurs, natürlich notariell beglaubigt. Dann verlangte sie zusätzlich eine Apostille vom Amt, eine Beglaubigung verschärften Grades, gern auch mit Siegellack heiß und feierlich auf dem Dokument. Dazu bitte auch noch die Gründungsurkunde der Zeitung von 1947, ebenfalls mit Apostille. Und das Statut, das wir gar nicht hatten und eigens für diesen Anlass produzieren mussten. Mit Apostille und

Siegel sieht es zu meiner Überraschung ziemlich gut aus. Den Auszug aus dem Handelsregister nicht zu vergessen. Schließlich reicht der Chefredakteur nicht mehr aus, es muss alles vom Verlagsleiter unterschrieben werden. Mit privater Anschrift, persönlichen Daten und Kopie des Ausweises. Meine Assistentin, der Verlag und ich verbringen Wochen damit, alle nötigen Dokumente zu sammeln, zu bestempeln, zu besiegeln und nach Moskau zu bringen. Unsere Bank in Moskau verfügt mittlerweile über einen eigenen Datenschatz über die ZEIT, den niemand in der Hamburger Zentralredaktion je gesammelt hat.

Noch listiger ist die Prozedur der Verlängerung von Visum und Akkreditierung, mit dem das Außen- und das Innenministerium die westlichen Korrespondentinnen und Berichterstatter alle drei Monate peinigen. Russische Journalisten in Deutschland haben mindestens ein Jahr Zeit bis zur nächsten Verlängerung. Das hatten wir auch. Doch nach dem Überfall auf die Ukraine verkürzten die Behörden die Frist für Berichterstatter aus «unfreundlichen Ländern» auf drei Monate. Leider haben die Regierungen der EU-Länder und Deutschlands darauf nie mit Gegenmaßnahmen reagiert. Im Alltag sieht das dann so aus.

Viele Wochen vor Ablauf des Visums reichen meine Assistentin und ich die Bitte um Neu-Akkreditierung beim Außenministerium ein. Dann warten wir, hören wochenlang nichts. Wenige Tage vor Ablauf des Visums rückt das Außenministerium die Akkreditierung endlich heraus. Kaum halten wir sie in der Hand, hetzen wir zum Innenministerium, bewehrt mit Dokumenten, notariellen Beglaubigungen, der Einreisekarte, einer Registrierung, dem Visum, dem Einreisestempel der Akkreditierung und dem Reisepass. Alles kopiert und unterschrieben. Dazu eine formelle Entschuldigung dafür, dass der Antrag auf Visumsverlängerung so spät gestellt wird, mit höflichem Hinweis auf die Prozeduren des Außenministeriums. In der Visumsstelle studiert die Beamtin stundenlang die Papiere und bittet, übermorgen wiederzukommen, am letzten Tag der Gültigkeit des Visums. In der Nacht des Abholtages liefere es ab und ich wäre illegal im Land. Das wäre gefährlich. Also muss es

klappen. Doch mittags ist das Visum immer noch nicht da. Der Drucker streikt angeblich. Ich buche ein Flugticket nach Istanbul, der schnellste Weg raus aus dem Land. Meine Assistentin belagert die Visumsstelle des Innenministeriums. Gibt es keine andere Behörde, wo der Drucker funktioniert? Ich telefoniere mit der Botschaft, mit anderen Korrespondentinnen, die ähnliches erlebt haben. Stelle mich darauf ein, dass ich heute Nacht ohne neues Visum das Land verlasse, endgültig. Kurz vor Dienstschluss die Nachricht: Das Visum ist fertig, wir können es abholen. Auf Wiedersehen in drei Monaten. So oder ähnlich läuft es oft. Das ist Moskau: ein endloser Hürdenlauf, bei dem alle Hindernisse genommen werden müssen und an dessen Ende die Wiederholung aller bürokratischen Hürden steht.

Einmal hatte ich eins der zahlreichen Papiere nicht: die Migrationskarte. Ich versäumte bei der Einreise, nicht sofort am Schalter zu überprüfen, ob der Grenzbeamte das Dokument ordnungsgemäß neben den Visumstempel in den Reisepass gelegt hatte. Hatte er nicht, wie ich kurz darauf feststellte. Als ich die Registration beantragen wollte, fehlte mir nun die dafür unabdingbare Migrationskarte. Ein Abgrund tat sich vor mir auf! Ohne Migrationskarte kann man als unfreundlicher Ausländer in Moskau nicht auf die Straße gehen, ohne Karte ist man ein Nichts. Ich informierte mich als erstes im Netz, wo die Folgen eines Verlusts der Karte mindestens so furchterregend beschrieben wurden, als hätte ich nach der Diagnose von starken Schmerzen im Herzbereich mit Lähmungserscheinungen gesucht. Monatelange Behördengänge lautete die gutmütige Voraussage, Festnahme und Verfahren wegen illegalen Aufenthalts war die härtere Variante. Schließlich ging ich zur Polizei, bekannte mich als journalistischen Migranten ohne Migrationskarte und wartete auf mein Urteil. Ich hatte Glück. Nach kurzer Zeit schon durfte ich auf eine weitere Polizeistation gehen, wo ich den Verlust der Karte handschriftlich auf einem Formular erklärte. Und das ohne notarielle Beglaubigung – das rechnete ich der Polizei hoch an. Damit ging ich zur Migrationsbehörde und bekam eine Zweitschrift der Migrationskarte. Und schon konnte ich wiederum meine Regis-

trierungskarte beantragen. Draußen brach die Sonne hinter den Wolken hervor, ich glaubte, ganz Moskau liege mir zu Füßen.

Aber ich weiß schon, was Sie denken: Wenn ich in Moskau so viel mit der Organisation meiner eigenen Sicherheit beschäftigt bin, warum lasse ich mich überhaupt darauf ein? Wenn es so gefährlich ist, warum kommen noch deutsche Korrespondentinnen und Korrespondenten nach Russland? Warum tun wir uns das an?

Eine Antwort ist: Weil Russland das Land ist, das Europas Schicksal in den kommenden Jahrzehnten wesentlich mitbestimmen wird. Weil Reden und Entscheidungen in Moskau regelmäßig Schockwellen um die ganze Welt senden. Weil sich diese kleine Tür in Europas Schicksalsland bald schließen kann. Weil jeder Tag in dieser Stadt der letzte vor der Nimmerwiederkehr sein kann. Weil wir uns im Westen insbesondere seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine 2022 viele falsche Vorstellungen von diesem Land gemacht haben. Weil es wichtig ist, die Stimmung in der Bevölkerung aufzufangen, die Besessenheit, die Selbstlügen, die Ressentiments und die revanchistischen Gefühle zu verstehen. Die Vorstellung, man dürfe mit niemandem mehr reden und würde deshalb nichts mehr verstehen, ist falsch. Der Aufenthalt vor Ort öffnet das Land auf ganz andere Weise als die Beobachtung im Internet und über soziale Netzwerke. Genau deshalb hat der russische Staat so vielen westlichen Beobachtern, Forscherinnen, Politikern und einigen Korrespondentinnen ein offenes oder faktisches Einreiseverbot erteilt.

Es gibt zwei Befindlichkeiten, die mich bei meinen Aufenthalten in Moskau die ganze Zeit begleiten. Hier die Vorsicht und Zurückhaltung, die mein Handeln und die Bewegung im Land bestimmen. Dort das Eintauchen in Moskau als einer anregenden und aufregenden Stadt. Es mag widersprüchlich wirken: Für Korrespondenten, gerade für jene, die Russisch sprechen, ist diese Stadt wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch. Ich fahre mit weit aufgesperrten Augen und Ohren Metro, laufe in Parks, fahre Rad, spreche mit Menschen – und höre und staune. Moskau ist nicht nur die größte Stadt in Europa, sondern auch die monumentalste. Ich kann mich nicht an ihr

sattsehen: an den kühnen konstruktivistischen Bauten der 1920er Jahre von Konstantin Melnikow und Moisei Ginsburg, an den breiten Prospekten und den verzweigten Wohnstraßen mit den grünen Hinterhöfen dahinter, an den Zuckerbäckerhochhäusern aus der Stalinzeit, an den geduckten Kapellen und den lächerlich monströsen Denkmälern regimekonformer Künstler, am Marmorklotz der wiedererbauten Christi-Erlöser-Kathedrale mit Goldkuppel – und zur Erlösung von so viel Prunk an der kleinen Tankstelle gegenüber. Nicht sattsehen an den vielen Menschen, die aus allen Teilen Russlands unaufhörlich in diese Stadt strömen. Moskau ist die Stadt der Aufsteiger in ihren Luxuslimousinen und die Stadt der Gefallenen, die von der Polizei abgeräumt werden, sobald sie straucheln. Moskau ist auch die Stadt des russischen Durchschnitts, der nicht von Krieg, Tod, Inflation und Sanktionen belästigt werden möchte. Restaurants und Kristalllüster-Cafés, Sommergärten und Tanzparketts am Moskwa-Ufer bieten den Moskauern Rückzugsräume, in denen sich für Minuten oder Stunden vergessen lässt, was alles in diesem Land an Furchtbarkeiten passiert und wie seine Führung die Ukraine und die Welt ins Unglück stürzt. Wer nichts liest, hört und sieht, kann die Stadt in vollen Zügen genießen. Das ist die Scheinwelt von Normalität, die Inszenierung einer westlichen Großstadt, die das Regime seinen Bürgern bietet, damit sie stillhalten.

Ich selbst halte mich in Moskau auf, um natürlich auch Wladimir Putin und seine Politik zu beschreiben. Im russischen Fernsehen ist der Herrscher allgegenwärtig, er füllt die Nachrichtensendungen in zensierten Clips, aber für ausländische Berichterstatter ist es heute nahezu unmöglich, ihn zu treffen. Korrespondenten aus «unfreundlichen Ländern» wie Deutschland gibt er keine Interviews. Dabei hatte ich ihn schon vor über zwanzig Jahren zum Interview getroffen – und danach bei einigen Konferenzen und Diskussionen. Heute ist das kaum noch möglich. Bei der Maiparade auf dem Roten Platz 2022 musste ich zwar davor drei Corona-Tests machen, um ihn auf keinen Fall anzustecken, aber kam ihm nur bis auf 150 Meter nahe. Sehen konnte ich nicht, da er aus meiner Perspektive von großen Propagandaplakaten verdeckt war. Zur alljähr-

lichen Pressekonferenz um die Zeit des westlichen Weihnachtsfestes wurde ich nicht einmal eingeladen. So wie ich zu vielen Veranstaltungen, Wirtschaftsforen und internationalen Konferenzen keinen Zutritt bekomme. Und wenn ich Putin aus der Ferne sehe und schon beinahe winken will, fährt er einfach immer weiter.

An einem Wintertag sitze ich mit einer Kollegin in einem Café in der Nähe meines Büros. Wir schauen auf den Kutusowskij-Prospekt, eine zehnspurige Straße, deren Verlängerung direkt zum Kreml führt. Plötzlich Martinshörner, flackerndes Blaulicht, dann tauchen Polizeiwagen auf. Danach eine Kolonne aus schwarzen Wagen, alle aus der staatlichen Autoschmiede Aurus, die eine Art russischen Rolls Royce mit deutscher Technik baut. Drei normale Limousinen, eine Stretch-Limousine, fünf Minivans, alle schwarz wie die Nacht – das ist die Präsidentenkolonne von Wladimir Putin! Mit hoher Geschwindigkeit rasen sie stadteinwärts zum Kreml.

Aber in welchem Fahrzeug sitzt er nun? In der Propagandashow Moskwa-Kreml-Putin höre ich, er fahre nicht unbedingt immer in der Stretch-Limousine, sondern abwechselnd in verschiedenen Karossen. Und die einander ähnlichen Autos wechseln ständig die Nummernschilder. Die Wagenbelegung sei streng geheim. So wisse man nie, wo er sitzt, sagt der Reporter. Hätte ich mir auch denken können: Geheimagent eben. Tage später scheint es mir, ich hätte doch eine Chance, Putin wenigstens aus der Ferne im Profil zu sehen. Die präsidiale Aurus-Kolonne muss auf dem Kutusowskij-Prospekt wegen Regens und langsam fahrender Autos abbremsen. Die Polizeiwagen vorneweg räumen den Weg frei. Ich bin auf dem Rad unterwegs und trete in die Pedale, um zur Kolonne aufzuschließen. Für einige Sekunden bin ich tatsächlich auf Putins Höhe. Schau angestrengt nach links auf die Aurus-Limousinen. Versuche die Fenster mit Röntgenblick zu durchdringen. Keine Durchsicht, die Fenster wirken wie schwarz lackiert. Dann hat die Polizei die Straße freigeräumt, und die Kolonne gibt wieder Gas. War es überhaupt Putin? Er soll regelmäßig Leerfahrten durch Moskau machen lassen. Zum Beispiel damit naive Korrespondenten wie ich denken, er sei auf dem Kutusowskij-Prospekt unterwegs, und sich dafür

einen abstrampeln. Dabei sitzt er in Wirklichkeit im Kreml und befiehlt gerade, Kraftwerke in Kiew zu bombardieren. Oder die Kolonne fährt nur zur Ablenkung in Moskau herum, und Putin fliegt listig mit seinem Mi-8-Hubschrauber von seiner Residenz vor der Stadt direkt in den Kreml. Er hat vor Jahren speziell dafür einen Hubschrauber-Landeplatz im Kreml anlegen lassen. Im Weltkulturerbe-Areal hinter der roten Mauer zum Moskwa-Fluss.

Es gibt Leute, die warten vor der Kreml-Mauer am Roten Platz darauf, dass Putins Limousine aus dem historischen Spasskij-Tor herausrollt. Anfängerfehler. Da fährt er, wenn überhaupt, nur zu ganz besonderen Anlässen durch. Wenn er den Kreml im Auto verlässt, dann durch das Borowitzkij-Tor nahe der Lenin-Bibliothek. Ich wohne in der Nähe und muss auf dem Weg zum Roten Platz immer wieder an der Fußgängerampel vor dem Tor warten. Die zeigt an, wie viele Sekunden man zu warten hat.

An einem Wintertag stehe ich in einer Traube von Fußgängern am Borowitzkij-Tor. Die rote Ampel zeigt 120 Sekunden, das geht noch. Alle warten brav. Nach zwei Minuten schaltet die Ampel nicht auf grün, sondern bleibt einfach rot, ohne Zeitangabe. Rechts sehe ich, wie sich das Borowitzkij-Tor öffnet. Mit der Zeit sind alle etwas genervt. Blicken die Polizisten an, die die Kreuzung überwachen. Die taxieren die Fußgänger. Keine Kolonne, kein Auto kommt aus dem Tor. Weiter warten. Plötzlich hat ein Fußgänger die Faxen dicke und geht los. Die Polizisten sind überrascht, fassen sich an die Ohrstöpsel und scheinen auf einen Befehl über Funk zu warten. Aber bevor der kommt, sind alle Fußgänger losgegangen, bestimmt 40 Menschen. Zwischenfall am Kreml! Die Autoampel für das Borowitzkij-Tor schaltet kurz auf Rot, die Polizisten sprechen über Funk, ein Offizier gestikuliert. Als alle Fußgänger die Kreuzung überquert haben, kommen endlich die Autos aus dem Borowitzkij-Tor. Schwarze Aurus-Limousinen, eine davon die Stretch-Limousine. Ob wir Fußgänger Putin gezwungen haben zu warten? Aber wahrscheinlich sitzt er gar nicht in der Kolonne, der Fuchs.

So unbeschwert könnte die Spurensuche in der Hauptstadt sein, so amüsant das Korrespondentenleben. Doch ist das eine Illusion,

die jederzeit zerplatzen kann. Eine flüchtige Szene, die schnell von der viel härteren Wirklichkeit durchbrochen wird. Wie im Februar 2024. Es beginnt mit der Nachricht, dass «aufgebrachte russische Bürger» fordern, gegen den französischen Journalisten der Nachrichtenagentur AFP Romain Colas ein Verfahren wegen Diskreditierung der russischen Armee einzuleiten. Eine schlimme Drohung. «Diskreditierung der Armee» ist die Keule des Staates gegen Oppositionelle und Kriegsgegner, die sich bei der Beschreibung des Angriffskrieges gegen die Ukraine nicht ausschließlich offizieller Quellen und Verlautbarungen bedienen. Darauf steht erst eine Ordnungsstrafe und dann Gefängnis. Oder in schweren Fällen gleich der Knast. Seit der Verschärfung des Zensurgesetzes in der Duma Anfang März 2022 hofften viele Korrespondenten, die rechtliche Zuspitzung gelte nur für Russinnen und Russen. Wir durften uns nie sicher sein. Aber nun steht die konkrete Forderung im Raum, es auf westliche Journalisten auszudehnen. Warum? Colas hat in der Republik Baschkortostan über die Verfolgung lokaler Menschenrechtsaktivisten recherchiert. Dabei wurde er von gedungenen Fernsightteams verfolgt und mit Fragen bis in den Aufzug seines Hotels bombardiert. Nach Rückkehr nach Moskau verlangte der Verein «Veteranen Russlands», seine Berichterstattung zu untersuchen und nach Belegen für die Diskreditierung der Armee zu suchen. Solche Veteranen würden die Forderung nie ohne Fingerzeig von oben erheben. Es war klar, dass dem Korrespondenten der Prozess gemacht werden sollte. Wie bei Gershkovich in der Provinz. Colas verlässt das Land.

Eine Woche später steht die Polizei vor der Wohnungstür einer deutschen Korrespondentin. Ich bekomme einen Anruf, mache mich fertig, steige auf mein Fahrrad. Als ich ankomme, stehen schon mehrere Kolleginnen und ein Anwalt vor dem Haus der Korrespondentin. In der Zwischenzeit hat die Polizei den Strom abgestellt. Sie versuchen in die Wohnung zu kommen, doch die Korrespondentin weigert sich, die ungebetenen Gäste reinzulassen. Sie tut gut daran. Die Polizisten gehen unverrichteter Dinge, bevor wir alle oben sind. Hintergrund des staatstragenden Hausbesuchs sind die

Demonstrationen am Kreml von Soldatenfrauen. Sie verlangen von Putin, ihre Männer nach Hause zu schicken. Mehrere Korrespondenten waren jeden Samstagmittag dort, um zu berichten, und wurden offenbar gefilmt. Genauso wie die anderen Fotografen und Journalisten. Sie alle sollen an diesem Freitagabend von der Polizei persönlich gewarnt werden, am nächsten Tag nicht auf die Demonstration zu gehen. Das ist der Grund des Hausbesuchs.

Unter den Korrespondenten diskutieren wir, ob wir weiter auf die Demonstrationen der Soldatenfrauen gehen sollen. Und wie: Besser nur zu zweit? Besser nicht als Mann? Besser im Pulk oder besser nicht zu viele? Besser keine Interviews? Das ist die Moskauer Korrespondenten-Realität: Nur noch Beschränkungen, nur noch Bedenken, nur noch Begrenzungen, obwohl jeder von uns im Besitz einer ordentlichen Akkreditierung, der Migrationskarte, der Registrationskarte, des Visums, des Visumsstempels, einer Vollmacht des Chefredakteurs und einer gelben Jacke ist, die Journalisten bei jedem Ereignis tragen sollen. Damit die Polizei weiß, bei wem sie kontrollieren muss.

Wenige Wochen später wird ein deutscher Korrespondent in Birobidschan im Fernen Osten von Sicherheitsbeamten festgehalten. Er hat nichts getan, außer dorthin zu reisen. Er fuhr los in der Hafenstadt Wladiwostok, verbrachte eine Nacht und einen Tag im Zug und kam am Zielort an. Er wurde noch am Bahnhof von den Sicherheitskräften festgesetzt. Im Verhör wird klar, dass alles kein Zufall ist. Seine Akte ist prompt angelegt – und bestimmt nicht erst seit seiner Ankunft. Wegen eines Textes auf der Plattform X von 2022 eröffnen die Ermittler ein administratives Verfahren wegen «Diskreditierung der Armee». Er lebte noch nicht mal in Moskau, als er das schrieb. Ein Schock. Offenbar wird dieses Gesetz nun doch gegen ausländische Korrespondenten angewandt. Der Kollege reist aus. Anwälte weisen darauf hin, dass es zunächst nur ein Verfahren wegen einer Ordnungswidrigkeit ist, wofür lediglich eine Geldstrafe verhängt würde. Doch solange das Verfahren nicht verjährt ist, besteht die Gefahr, dass ihm im Wiederholungsfall der Strafprozess gemacht wird – mit der Endstation Gefängnis.

Am 19. März erhält Xavier Colas von El Mundo die Nachricht, er müsse das Land innerhalb von vierundzwanzig Stunden verlassen. Ich hatte Xavier im Restaurant «Journalist» bei meiner Wohnung um die Ecke kennengelernt. In einem Kellergeschoss zwischen lauter alten Büchern, Bierhumpen und Pelmeni mit saurer Sahne auf den Tellern. Er war ein sehr aufgeweckter, agiler Kollege, immer etwas unter Zeitdruck, weil es so viel zu berichten gab. Er hat ein Buch geschrieben: «Putinistan, das erstaunliche Land eines erstaunlichen Präsidenten». Außerdem hat er über die Demonstrationen von Soldatenfrauen berichtet. Am 20. März 2024 musste er das Land verlassen. Er war nicht der letzte. Im Juni werden die zwei Korrespondentinnen des Österreichischen Fernsehens ORF zur Ausreise gezwungen, angeblich, weil ein Mitarbeiter der russischen Nachrichtenagentur TASS in Wien seine Aufenthaltsberechtigung verloren habe. Der TASS-Mann war allerdings weniger als Korrespondent und mehr als staatlich beauftragter Aufklärer unterwegs. Moskau wollte Österreich bestrafen, weil es wagte, sogenannte russische «Journalisten», die in Wirklichkeit andere Aufgaben hatten, nach Hause zu schicken.

Im Jahr 2024 gibt es eine Reihe von Abschiedspartys verschiedener Korrespondenten. Ich bin bei Deutschen, Franzosen und Österreichern eingeladen. Abschiedsstimmung liegt in der Luft. Da platzt noch eine Nachrichtenbombe. Ein französischer NGO-Mitarbeiter, der seit vielen Jahren im Land lebt und eine russische Familie hat, wird verhaftet und in Untersuchungshaft gesperrt. In St. Petersburg wird der Aktivist und Rechtsanwalt German Mojsheh eingesperrt, der gut Deutsch spricht. Mojsheh hat für mehr Radwege in seiner Stadt gekämpft und wurde als «Deutscher» beschimpft. Er war, was mich als Radfahrer besonders bedrückt, auf seinem Fahrrad an einem Kanal in Petersburg von Polizeiwagen eingeholt und eingekesselt worden. Dann eröffneten sie ein Verfahren gegen ihn. Im Sommer 2024 wurde er im Zuge der Freilassung von Evan Gershkovich ebenfalls ausgetauscht.

Kurz darauf rächt sich das russische Außenministerium noch einmal für den Entzug der Akkreditierungen der TASS-Korrespon-

dentem und die Blockade von drei russischen Propagandasendern im europäischen Internet. In einer sogenannten «asymmetrischen Antwort» blockieren die russischen Behörden 81 europäische Medien im russischen Netz. ZEIT-Online ist darunter. Ist das eine Bedrohung für unser Büro? Ein erster Schritt vor der Ausweisung? Wir können nur rätseln. Die Sprecherin des russischen Außenministeriums Maria Sacharowa jedenfalls warnte die Brüsseler Kommission im Mai 2024 auf Telegram davor, die Ausstrahlung russischer Staatsmedien in irgendeiner Form zu blockieren. Sie stellte daraufhin «blitzartige schmerzhaftige Antwortmaßnahmen» in Aussicht und höhnte über die westlichen Korrespondenten:

«In Russland leben Dutzende Journalisten aus der EU, die sich hier großartig und sehr komfortabel eingerichtet haben. Sie wollen auf keinen Fall unser Land verlassen, das sie nur in bezahlten Veröffentlichungen hassen, ansonsten genießen sie das Leben in Russland.»

Das ist es, was mir täglich durch den Kopf geht: Wie lange geht das hier noch mit dem «Genießen des Lebens»? Wie komme ich raus, wenn die Behörden meiner habhaft werden wollen? Immer wieder habe ich mit Kolleginnen und Diplomaten über das Kriegsrecht oder eine ähnliche Krisenlage diskutiert. Die kreisten immer um dieselben Fragen. Wie kommen wir in einer Notsituation aus diesem abgesperrten Land? Natürlich ist im Normalfall das Flugzeug das Verkehrsmittel der Wahl. Doch werden Flughäfen im Ausnahmezustand als erstes gesperrt. Wie kommt man dann aus dem Land? Welche der mindestens 650 Kilometer entfernten Landübergänge würden noch aus Russland herausführen? Woher bekäme ich in einer solchen Situation Fahrer und Auto? Ginge auch ein Taxi? Oder ein Traum oder vielleicht auch nur ein Irrwitz: Fahre ich einfach mit dem Rad raus? Ich spiele im Kopf immer wieder alles durch.

So entstand der Wunsch, auch jenseits des Flugzeugs nach Wegen und Auswegen aus diesem Land zu suchen, von Ost nach West zu reisen, von Moskau nach Hause, nach Berlin. Und diese Routen zu testen.

Ausweichen: Mit dem Fahrrad raus aus Moskau

~

Ich wollte, das war der Plan seit meiner Rückkehr nach Moskau 2021, nicht mit einem Dienstwagen, sondern mit einem Fahrrad durch die Stadt fahren. Nicht mit meinem Chauffeur komfortabel genervt im Stau stehen. Nicht ständig von der Polizei angehalten werden. Nicht von Behörden mit Auflagen belästigt werden. Sondern überall schlank und unerkannt auf dem Rad durchschlüpfen. Das ging in meinem Wohnviertel in der Nähe der Erlöserkathedrale jahrelang ganz gut. Es ist ein sehr grüner Stadtbezirk mit vergleichsweise ruhigen Seitenstraßen, auf denen die Autos in der Regel auch für Menschen bremsen. Ziemlich sicher geht es auf dem Alten Arbat zu, einer Fußgängerzone ganz in der Nähe. Auch auf den «Welodoroschki», den Fahrradwegen, die die Stadtverwaltung in den letzten Jahren an den Rand einiger weniger Straßen gemalt hat. Und auf den Bürgersteigen, die Radfahrer in Moskau benutzen dürfen. Doch gab es auch Tage in Moskau, da verließ mich der Mut.

An einem Frühsommertag stehe ich mit meinem Fahrrad auf dem Bürgersteig. Vor mir liegt eine riesige Asphaltfläche mit Autos, eine von Moskaus zwölfspurigen Straßen, die «Prospekt» heißen. Breit wie ein sibirischer Fluss, wie der Jenissej, nur aus Blech und Gebrumm. Darüber führt keine Brücke, keine Furt, kein Zebrastreifen mit Ampel. Aber ich muss da durch. Ich beginne an meinem Fahrrad zu zweifeln: mehr Hindernis als Helfer.

Bis ich einen Typen auf einem Klappfahrrad entdeckte. Er trägt einen großen gelben Rucksack, auf dem «Yandex Jeda» steht. So heißt in Moskau die App, über die man Essen bestellen kann. Der

Fahrer rätselt nicht lange wie ich am Kantstein herum, sondern nimmt sein Rad unter den Arm und geht 250 Meter weiter eine Treppe herunter. Ein Tunnel, der unter der Straße lang führt, Hunderte Meter lang, grell beleuchtet vom Neonlicht, mit niedrigen Decken und verzweigten Seitengängen. Es riecht nach erkaltetem Mörtel und manchmal nach warmschwüler Metro-Abluft. «Podsemyj perechod» nennen die Russen das. Der Mann muss nur den richtigen Ausgang finden, und schon ist er auf der anderen Seite, trägt das Rad die Treppe rauf und rollt weiter!

Für gut trainierte Moskauer ist das kein Problem, mit dem Rollstuhl wäre es unmöglich. Überhaupt, Moskau ist keine Stadt für Schwache. Es ist die Hauptstadt der Starken und Muskelprotze. Der Mann im Kreml brüstet sich mit Atomraketen, der Mann auf der Straße mit Geländewagen und Luxuskarossen. Ihnen gehören die Riesenstraßen hier. In westlichen Hauptstädten wie Paris und London haben die Behörden in den 1970er Jahren die Innenstädte untertunnelt, um einen Teil des Autoverkehrs unter die Erde zu leiten. In Moskau werden die Menschen in die Tiefe geschickt: in die Metro, in die Unterführungen, in die vielen Tunnel unter der Stadt. Menschen unten, Autos oben, den Schwachen das Dunkel, den Starken die Sonne. Moskau wird im Russischen mit großem M geschrieben, wie «Maschina», das heißt Auto. Wie überlebt man mit dem Fahrrad in dieser Stadt?

Ich frage den Fahrrad-Boten danach. Er heißt Temirlan Turajew, kommt aus Usbekistan, ist 28 Jahre alt, trägt T-Shirt, Jeans und braune Lederslipper mit Lochmuster. Wie überleben? «Ganz einfach: Du weichst aus. Dann bist du frei.» Ich versuche zu verstehen: «Du weichst in den Tunnel aus.» – Er: «Ja, aber sonst auch.» Ein Satz, der mich noch länger nachdenken lässt.

Turajew fährt den ganzen Tag mit Pizza, Pommes und Schaschlik-Portionen durch die Stadt. Aber er lebt in einer Vorstadt draußen im Moskauer Gebiet. Moskau ist eine reiche, sehr weiße Stadt. Viel zu teuer für Zugewanderte mit pechschwarzen Haaren und Bärten oder Menschen asiatischen Ursprungs. Sie arbeiten hier als Boten, Kellner, Bauarbeiter – und wohnen weit draußen. Sie werden gern

darauf hingewiesen, wenn sie nicht gut russisch sprechen. Die Polizei schaut regelmäßig in den Wohnungen vorbei. Die Behörden haben ihnen peinliche Gesundheitstests auferlegt. Sie stehen am Ende der Respektskette. Fühlt er sich wohl in Russland? «Ja, Moskau ist eine schöne Stadt.» Mehr sagt Turajew nicht. Vom Krieg in der Ukraine, oh, da wisse er leider nichts drüber. Wer ausweicht, ist frei.

Temirlan Turajew wohnt in Ljuberzy, einer Vorstadt südöstlich von Moskau. Ein Blick in den Navigator verrät, die kleine Stadt liegt knapp 30 Kilometer vom Moskauer Zentrum entfernt. Da fährt er also täglich hin und her. Macht sechzig Kilometer allein für die Anfahrt. Das lässt mich nachdenken. Wenn Temirlan Turajew so viele Kilometer täglich mit dem Rad auf den russischen Straßen in das Gebiet vor Moskaus Toren zurücklegt, könnte ich nicht auch mit dem Rad aus Moskau herausfahren? Vielleicht sogar mal nach Westen? Auf den hierzulande breiten Straßen am Straßenrand mit dem Rad Kilometer um Kilometer nehmen. Notfalls mit dem Zug schwierige Strecken zurücklegen. Und am Ende die Grenze zu Lettland erreichen. Von Moskau sind das rund 600 Kilometer. Die lassen sich in einer Woche locker schaffen. So denke ich mir. Ein Radfahrertraum. Aber natürlich möchte ich zuerst einmal den Test bestehen, überhaupt aus der Stadt herauszukommen, die ihre Radwege meist nur in der Innenstadt ausbaut. Ich beschliesse, in Temirlans Wohnort zu radeln. Ljuberzy. Ich schaue auf mein Rad: ein schöner Ausflug. Also los.

An der Kropotkinskaja-Kreuzung in meinem Viertel muss ich das erste Mal anhalten, und das gar nicht ungerne. Sie ist ein Paradies für Radfahrer. Die Fahrradwege auf der großen Kreuzung sind rot gekennzeichnet und weiß umrahmt. Es gibt Fahrradampeln, die sogar die Wartezeit auf die Sekunde genau anzeigen. Auf den Wegen sind die Fahrtrichtungen eingezeichnet. Fahrradspuren sind baulich von der Straße getrennt, dazu eine Wartezone für Räder. Alles vom Feinsten. Aber es gibt leider kaum eine zweite Kreuzung dieser Art in Moskau.

Diese Vorzeigefahrradwege sind Überbleibsel des Programms

«Meine Straße», das Moskau vor einigen Jahren aufgelegt hat. Weniger aus ökologischen Gründen, den Umstieg auf das Rad kann sich kein Autofahrer vorstellen, sondern einfach, um Moskau angenehmer zu machen. 2011 wurde der erste Radweg eröffnet. Überall entstanden Leihrad-Stationen. Die Stadt wollte sogar 800 Kilometer Radwege bauen. Doch davon ist nicht viel zu sehen. Stattdessen gibt es Veranstaltungen und Events. Einmal im Jahr ist der Welttag des Fahrrads, da wird die große zehnspurige Ringstraße um das Moskauer Zentrum für Fahrradfahrer und Bikerinnen gesperrt. Eine tolle Sache. Für mich war es auch 2024 wieder ein Riesenvergnügen, in den mächtigen Schluchten zwischen den Stalin-Gebäuden, durch die Tunnel, über die Prospekte und breiten Brücken des Gartenrings zu fahren. Über diese Schnellstraße donnern sonst massenhaft Autos mit achtzig, neunzig Sachen. Am Tag des Fahrrads sind dort Familien, viele Kinder, Rennradfahrer, Bierkutscher mit Anhänger, Frauen in wehenden Sommerkleidern, Patrioten mit Flaggen oder in Kampfmontur, Frauen mit Musikboxen und ein Mann mit weißen Engelsflügeln unterwegs. Ich bin an diesem Tag des Fahrrads mehrmals um die Innenstadt gekreist. Doch es ist eine Ausnahme, einmal im Jahr. Sonst sieht es für Radfahrer in Moskau dürrig aus. Die meisten echten Radwege liegen in Parks, für die Vergnügungsradler im kurzen Sommer. Die Fahrradwege auf der Straße sind überwiegend Busspuren, so wie die, auf der ich jetzt gerade fahre. Nur weiß kaum ein Fahrer, dass sie auch Fahrradspuren sind.

Jetzt sitzt mir schon wieder ein Taxifahrer im Nacken, hupend. Ich kann nicht ausweichen, der Kantstein hat die Höhe eines Aktenordners. Er und ich fahren geradewegs auf einen Polizisten zu, der aus seinem Wagen aussteigt. Mich dürstet nach Gerechtigkeit. Der Polizist lässt den Taxifahrer durchrauschen, mich winkt er mit dem Schlagstock zur Seite. «Auf den Bürgersteig!», ruft er. Ist das nicht verboten? Nein, in Moskau nehmen die meisten Radler auf den Bürgersteigen Zuflucht, Schutzraum der Schwachen. Immer dem Schlagstock hinterher.

Mit der Polizei diskutiert man besser nicht. Die russischen Un-

ordnungshüter können einen grundlos festhalten. Sind bewaffnet. Überprüfen das Mobiltelefon. Schleppen einen zur Wache. Können eine Untersuchung einleiten, aus der man nicht mehr rausfindet. Sie sind der allgegenwärtige Vertreter der russischen Macht, die in der Ukraine Krieg führt und zuhause die Opposition drangsaliert. Man vermeidet den Kontakt, so gut es geht. Und das geht sehr gut. An einer Bushaltestelle fahre ich haarscharf an einem Polizisten vorbei. Er schaut noch nicht mal von seinem Handy auf. Auf dem Bürgersteig bin ich wie Luft für ihn. Da zeigt sich der große Vorzug des Fahrradfahrens in Moskau. Ich kenne es auch anders. In den 1990er Jahren hatte mich Die Zeit schon mal nach Moskau entsandt. Damals fuhr ich einen Dienstwagen, einen weißen Mercedes C-180. Mit dem wurde ich ständig von der Polizei angehalten. Ich begriff schnell, warum. Auf meinem Kennzeichen stand 002 K, das stand für «deutscher Korrespondent». Da wusste jeder Polizist: erstens, Mercedes, zweitens, Deutscher, drittens, Geld. Um eine erschöpfende Inspektion aller Hohlräume des Fahrzeugs zu vermeiden, besänftigte ich ihn mit Dollarscheinen oder mit einer Halbliter-Flasche Wodka, von denen ich für diese Zwecke immer einige im Kofferraum vorhielt. Wenn ich heute auf dem Fahrrad mit Rucksack daherkomme, denkt der Polizist: erstens, «sein Geld reicht nur für ein Rad», zweitens «vielleicht riecht er nach Schweiß», drittens «Pizza hatte ich heute schon». Und so fahre ich unerkannt weiter. Das muss die Freiheit sein, von der Temirlan erzählt.

Auf dem Bürgersteig entlang des Moskwa-Flusses radle ich ungehindert an den Palästen des Imperiums vorbei: am Verteidigungsministerium entlang des Frunse-Ufers, wo der Eroberungskrieg gegen die Ukraine geplant und organisiert wird. An der Erlöserkathedrale, wo der Patriarch seinen Segen zum Krieg gibt, am Kreml, wo Putin seinem Vernichtungswerk nachgeht. Wenn man nicht wüsste, was die Generäle, Popen und Politiker in diesen Gebäuden so treiben, könnte man sie sogar schön finden. Außer mir sind fast nur Boten auf dem Rad unterwegs. Oder ab und zu mal ein Tourist auf dem Leihfahrrad. Es gibt E-Roller und E-Räder, die oft viel zu schnell fahren. Sie machen den Fußgängern Angst. Wer

aus eigener Kraft in die Pedale tritt, fährt meist defensiv und bremst vor den Fußgängern, die nicht wie in Deutschland panisch werden, wenn ein Rad an ihnen vorbeifährt. Es gibt eine Art Solidarität der Ausgewichenen. Und so etwas wie Stolz gegenüber den vielen Autos auf den breiten Straßen: wir wissen, ob zu Fuß, auf dem Rad, dass wir schneller vorankommen.

Ich fahre auf die Staraja Ploschtschadj, den Alten Platz vor Putins Präsidialadministration. Die Luft schmeckt nach Abgasen, es ist schwül. Auf der Straße starke Blechverdichtung, die Autos stehen im Stau. Meist sind es Geländewagen in Panzer-Größe oder lange schwarze Limousinen, bevorzugt Maybach, der in Moskau so etwas wie der Volkswagen der Nomenklatura ist. Trotz Sanktionen, die kommen nun über Zentralasien oder den Kaukasus. Die Karossen kriechen nun dahin. Zwei Kilometer in der Stunde für den Maybach, zwanzig Kilometer für die Pizzaboten und mich.

Weiter geht es an der Moskwa entlang, auf der Uferstraße Richtung des Stalin-Hochhauses an der Kotelnitscheskaja-Uferstraße. Ein Zuckerbäckerbau, der beeindruckendste von den sieben Hochhäusern, die Stalin in den 1950ern bauen ließ und die an New Yorks Architektur um 1900 erinnerten. Ein Freund von mir hat darin eine Wohnung mit einem atemberaubenden Blick über die Stadt, er schaut über den Fluss, über Türme, Klöster, Kraftwerke und Hochhäuser. Aber das Ende meiner Route liegt auch hinter seinem Horizont. Ljuberzy ist weit.

Nächste Station ist das Nowospasskij-Kloster, eine Grablege für Angehörige der Romanow-Dynastie. Es leuchtet hinter einer hohen weißgetünchten Mauer mit seinen blauen Zwiebeltürmen und einem großen vergoldeten Zentralturm. In dem Park daneben kann man gut Rad fahren. Ich lernte es noch in der Sowjetunion als Student kennen, verfallen, verstellt von Gerüsten, zum Teil zerstört. Es war eine Baustelle hinter hohen Zäunen. Aber zumindest wurde es nicht mehr wie in den 1930er Jahren unter Stalin als Hinrichtungsstätte missbraucht. Heute ist es wieder ein Männerkloster, ein wichtiges. Das Moskauer Außenministerium bringt regelmäßig Staatsgäste hierher.

Auf dem Weg nach Ljuberzy liegen am Wolgogradskij Prospekt die ehemaligen ASLK-Werke, Moskaus große Autofabrik. Dort wurde der Moskwitsch gebaut, ein früher populärer sowjetischer Wagen, eine Volkslimousine, deren letztes veraltetes Modell im Ruf stand, nach einem Kilometer rüstiger Fahrt einen Tag Ruhepause in der Werkstatt zu brauchen. Damals zogen manche das Fahrrad vor. Überhaupt ist der Südosten Moskaus sehr industriell geprägt. Nicht weit von den ASLK-Werken lag die SIL-Fabrik, die in der Sowjetunion Lastwagen und monumentale Staatskarossen für die Sowjetführung baute. Ich habe zuhause noch eine Schallplatte, auf welcher der Sowjetherrscher Leonid Breschnew eine Rede in der Fabrik hält. Möglicherweise angetrunken oder erkrankt, auf jeden Fall schwer verständlich lallend spornte er die Werkstätigen der SIL-Werke zu neuen Höchstleistungen an. Es ist unbekannt, wie betrunken die Arbeiter waren, bevor sie sich an die Montage eines neuen SIL machten. Heute ist der SIL wie schon zuvor die Dinosaurier ausgestorben, es gibt einen russischen Nachfolger, den sogenannten Aurus, der an der Wolga produziert wird. Auf dem kostbaren Grund der einstigen SIL-Fabrik entsteht ein ganzer neuer Stadtteil, Hochhäuser, Vergnügungsviertel, Restaurants, Fitness-Center, Malls und Parkhäuser für die Limousinen der neuen Moskauer.

Je weiter ich mich aus der Innenstadt herausbewege, desto mehr sind die Maybachs im Vorteil. Der Rjasanskij Prospekt ist eine gigantische Ausfallstraße, gesäumt von durcheinander gewürfelten Neubauten, Einkaufszentren, Baumärkten. Ich trete auf dem Bürgersteig in die Pedale, so gut ich kann, die Autos rauschen mit siebzig, achtzig Sachen an mir vorbei. Hier leben weniger reiche Menschen als in der Innenstadt, ich sehe die ersten Lada-Mobile und viele asiatische Kleinwagen, ganz selten sogar noch einen alten Moskwitsch. Auf manchen klebt ein Z oder ein V, die Symbolzeichen für Putins Krieg in der Ukraine. Der findet außerhalb Moskaus bei ärmeren Russen mehr Anhänger als in der Innenstadt, wo sich keiner das Obsidian-schwarz-Metallic seines Mercedes mit einem Z verschandelt.

Plötzlich wieder ein Fahrradweg. Er führt entlang des Rjasanskij Prospekt durch eine Wohngegend. Die Boten und ich genießen es,

unter Bäumen vor der Sonne geschützt zu fahren. Für einen schönen Kilometer. Dann endet der Weg an einer Leitplanke. Dahinter die Wüste für uns: Autobahnauffahrten, Brücken, Bahngleise, Baustellen, Brachland. Moskau endet am MKAD, einer vielspurigen Ringautobahn, die die Hauptstadt umschnürt und von den Vorstädten und dem Moskauer Gebiet trennt. Die Maybachs und Moskwitschi überwinden den MKAD über eine bequeme Schnellstraße aus der Stadt ins Umland. Die Menschen fahren mit der S-Bahn unter dem Ring durch. Und die Radfahrer? An die hat niemand gedacht. Mein Ziel bleibt Ljuberzy im Moskauer Gebiet.

Ich muss improvisieren. Also rauf auf die Schnellstraße und den Autos nach. Immer schön rechts an der Leitplanke lang, feste treten. Es gibt leider keinen Standstreifen. Das geht eine Weile so gut. Doch als ich unter der Ringautobahn durchgefahren bin, endet die Leitplanke unversehens und ich rolle auf einer breiten, schraffierten Asphaltfläche. Links die Schnellstraße, rechts der Zubringer, in der Mitte ich auf dem Rad. An den Zubringer hatte ich nicht gedacht. Mein Überlebensraum, die schraffierte Fläche, verjüngt sich und endet unerbittlich dort, wo sich die auffahrenden Autos einfädeln. Mit ungefähr Tempo 70. Ich muss rechts rüber an die Leitplanke des Zubringers. Darf nicht zu schnell fahren, sonst käme ich zu rasch ans Ende der schraffierten Fläche, aber auch nicht zu langsam, sonst hätte ich nicht genügend Schwung für das Manöver. Kein verdammtes Auto auf dem Zubringer lässt mich durch. Ich bin einfach Luft für sie. Ich winke, fuchtele mit dem Arm in der Nähe der Windschutzscheibe eines älteren Kombis. Darin ein zentralasiatischer Fahrer, der Essen ausfährt. Er bremst. Guter Mann. Ich ziehe rüber nach rechts. Daumen hoch, danke – und weiter.

Ljuberzy ist überraschend grün. Ich radle durch die baumreichen Hinterhöfe der Chruschtschowki, der vierstöckigen Plattenbauten der 1960er Jahre. Hier spielen Kinder im kühlenden Schatten, dort sitzt eine Frau auf einer Bank, die sich gegen die Hitze aus einer Plastikflasche etwas Mineralwasser ins Dekolleté kippt. Menschen essen und rauchen auf Klappstühlen in kleinen provisorischen Biergärten, die in Moskau längst verdrängt sind. Als ich ein

Foto mache, steht plötzlich Sascha vor mir. Ein Russe um die vierzig, großer Bauch, Hoodie, Schlabberjeans. Er lobt mein Rad. Fragt, ob ich mitkomme in den Biergarten. «Wodotschka», er spricht das Kosewort für Wodka so schön weich aus. Sein Vater sei Flieger gewesen, sein Bruder sei gerade im Donbass, als Vertragssoldat, Nazis jagen. Und er würde hier alle moralisch unterstützen. «Komm mit!», insistiert er. Doch darauf wollte ich lieber nicht trinken, außerdem fand ich es für Wodka entschieden zu früh.

In Ljuberzy sehe ich viele Schaschlik-Restaurant mit zentralasiatischen Namen. Im- und Export-Shops, Haushaltsläden, die islamisch kompatible Hygieneschalen verkaufen, Packstationen für große Pakete. Nahe dem S-Bahnhof liegt der größte Markt des Städtchens. Kein Unterschied zu den usbekischen Märkten, die ich aus Taschkent oder Fergana kenne. Die grünen Marktzelte stehen eng beieinander, über den Gang dazwischen sind Planen gelegt, um alle vor der Sonne zu schützen. Es riecht nach frittierten Teigtaschen. Ein Mann spielt auf einer Ney, einem Blasinstrument aus Bambus. Frauen verkaufen Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche. Die saftigen, kleinen, leicht säuerlichen usbekischen Nektarinen esse ich sofort auf. Frage eine Verkäuferin nach dem Bruder von Temirlan Turajew. Da lang, dann rechts, der letzte Stand links.

Galymshan Turajew steht an einem Gemüsestand, er ist zwei Jahre jünger als Temirlan. Er verkauft Tomaten, Pfefferschoten, riesige Zucchini. Ich kaufe zwei Zucchini und schnalle sie auf meinen Gepäckträger, die Tomaten kommen in meinen Rucksack. Galymshan hat etwas Angst, als ich ihn nach persönlichen Dingen frage. «Polizei», flüstert er. Wahrscheinlich hat er keine gültige Aufenthaltsgenehmigung, aber das sagt er mir nicht. Wo wohnt er? Er zeigt auf einen aufragenden Plattenbau in der Nähe des Marktes, Unterkunft der Pizzafahrer und Gemüseverkäufer. Da schlafe er mit fünf anderen Männern in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung. Die Eltern lebten in einem Dorf hundert Kilometer südlich von Taschkent. Sein Bruder und er verdienten hier, schickten das meiste Geld nach Hause. Er selbst fahre nie nach Moskau, kenne die Stadt nur aus Temirlans Berichten.

Ich fahre durch Ljuberzy tiefer hinein in das Moskauer Gebiet, ein Teil Russlands, der allein größer ist als die Niederlande. Weiter Richtung Rjasan. Eine breite Straße, an der über eine lange Strecke eine zweite Straße entlangführt, wo man parken und zu den Wohnhäusern fahren kann. Vorbei an einem grünen Wohngebiet, dann in ein Industriegebiet. Die schmale Parallelstraße hat viele Löcher, aber immerhin. Das geht eine Weile so, bis die Straße in eine Riesenkreuzung mündet. Hier gibt es keinen unterirdischen Tunnel für Fußgänger. Für sie ist hier offenbar die Welt zuende. Auch für mich. Auf der anderen Seite sehe ich die Schnellstraße Richtung Rjasan, die E 30. Wenn man auf ihr weiter nach Osten fährt, kommt man nach Samara an der Wolga. Ich sehe jenseits der Kreuzung Leitplanken, Zubringer, Verbotsschilder für Fußgänger und Räder. Keine schraffierten Flächen, keine Seitenstreifen. An dieser Kreuzung wurde mir brutal klar: Meinen Traum, mit dem Rad quer durch Russland zu fahren, kann ich vergessen. Russland ist ein Land für Autofahrer. Wer raus will, fährt Maybach oder Moskwitsch, noch besser: Man nimmt die Bahn oder das Flugzeug.

Zurück in Ljuberzy springe ich für drei Stationen in die S-Bahn, um den Autobahnring zu überwinden. So mache das Temirlan auch, hat mir sein Bruder zum Abschied verraten. Das geht, zugegeben, natürlich etwas schneller. Dann mit dem Rad zurück über die ehemaligen Moskwitsch-Werke, das Nowospasskij-Kloster, das Hochhaus an der Kotelnitscheskaja-Uferstraße, an der Moskwa entlang, über die Staraja Ploschtschadj, den Kreml und die Erlöserkathedrale in mein Viertel nahe dem Alten Arbat. Als ich vor meinem Haus vom Fahrrad absteige, steht eine Nachbarin in einem weißen Sommerkleid mit goldenen Armreifen etwas unruhig vor unserem Eingang. Wir hatten uns schon öfter im Vorbeigehen begrüßt, aber sie erkennt mich nicht, so verschwitzt mit Helm, Sonnenbrille und Rucksack. «Gut, dass du endlich kommst!», ruft sie mir zu. «Wir haben schon Hunger! Was bekommst du für das Essen?»

Eisiges Schweigen: Von Kaliningrad
über die Memel nach Litauen

~

Alle Wege von Russland nach Europa sind gewunden, keiner führt direkt ans Ziel. Eine komplizierte Strecke führt über Kaliningrad. Mit dem Ticket in der Hand steige ich am Moskauer Flughafen Scheremetjewe in einen Suchoi Superjet 100 ein, der in Russland wegen einiger spektakulärer Abstürze berüchtigt ist. Aber man kann sich den Flugzeugtyp nun mal nicht aussuchen. Wir haben ab Richtung Norden nach St. Petersburg, fliegen von dort weiter im großen Bogen über die Ostsee und landen auf den Flughafen Chrabrowo des Kaliningrader Gebiets. Den direkten Weg über Litauen darf die Maschine wegen der Luftraumsanktionen der EU nicht nehmen. Knapp drei Flugstunden für eine Strecke, die früher nur die Hälfte der Zeit in Anspruch nahm. Der Suchoi Superjet landet sicher bei Wind und dem an der Ostsee üblichen Regenwetter.

Das Kaliningrader Gebiet ist wie ein Anker, der Russland in Mitteleuropa hält. Für die russische Bevölkerung ist es ein zunehmend populäres Touristengebiet an der Ostsee, für das russische Militär dient es als Brückenkopf in Europa mit der Baltischen Flotte und vielen Raketen, für die russische Regierung als ein geopolitisches Stückchen Erde, von dem aus sie die EU unter Druck setzen kann. Was bis 1945 ein Teil Ostpreußens war, grenzt heute im Norden an Litauen, im Süden an Polen. Dorthin führen sehr wenige offene Grenzübergänge in die EU. Doch bevor ich mich auf den Weg an die Grenze zu Litauen mache, bleibe ich einige Tage in Kaliningrad,

denn 2024 ist ein besonderes Jahr. Immanuel Kant wurde vor 300 Jahren in Königsberg geboren, das ist ein Ereignis, das Deutsche und Russen verbinden könnte: mit gemeinsamen Kongressen und gemeinsamen Feiern. Kant wäre eine Figur, über die Deutsche und Russen sich jenseits der russischen Kriege austauschen und begegnen könnten. In Kaliningrad schaue mir ich an, wie die Russen damit umgehen, bevor ich Tage später einen Wagen nach Tilsit (russisch: Sowjetsk) an die Grenze nehme. Und das geht am besten auf der Kant-Insel, die im früheren Königsberg Kneiphof hieß: Dort stand einst das Gründungsgebäude der Universität, an der Kant lehrte, daneben die Universitätskirche, später Königsberger Dom genannt, der in den vergangenen zwei Jahrzehnten wiederaufgebaut wurde. Dort suchte ich nach Spuren deutscher Vergangenheit und russischer Gegenwart.

Immanuel Kant? «Er wurde als Deutscher geboren, aber war später Untertan der russischen Zarin Elisabeth», erklärt mir eine Fremdenführerin auf der Kant-Insel. Der weltberühmte Philosoph, sagt sie allen Ernstes, «wollte als Russe gesehen werden». Er habe sein ganzes Leben in einer Stadt verbracht, die zu Russland gehöre, er sei in Russland begraben. «Kant nasch», fasst die junge Russin mit langen braunen Haaren zusammen. «Kant ist unser.» Ich kam aus dem Staunen nicht mehr raus.

In Kaliningrad ist Kant allgegenwärtig, fast jeder kennt ihn, in der vom Krieg zerklüfteten Innenstadt wird man vielfach an ihn erinnert. Der deutsche Philosoph entwickelt sich hier zu einer Art russischer Gegenwarts-Ikone. Aber nicht als Versuch einer gemeinsamen deutsch-russischen Erinnerung. Putins Russland und Kant – das ist die Geschichte einer besitzergreifenden Umarmung.

An dieser Stelle muss daran erinnert werden, dass das mal ganz anders war. Die Erinnerung an Kant und die einstigen deutschen Denkmäler der Stadt Kaliningrad, das alles wurde in der Sowjetunion eher verdrängt oder gleich abgeräumt. Gegen die Benennung des Kaliningrader Flughafens nach Kant machten russische Nationalisten mobil. Deutsche Reporter früherer Jahre fanden auf der Suche nach Spuren von Kant nur wenig vor. Das Geburtshaus war

schon lange futsch, das Stadtschloss gesprengt und das Collegium Albertinum der Universität abgebrochen. Der Dom neben der alten Universität lag brach, als die Zeit Stiftung Bucerius in den 1990er Jahren Geld für ein neues Dach spendierte, um die Ruine der ehemaligen Universitätskirche zu retten. Heute ist der Dom restauriert, mit einer aufwändig rekonstruierten Orgel aus Potsdam als Herzstück. Anfang der 1990er Jahre ließ die Zeit-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff eine verschollene Statue von Immanuel Kant nach dem Entwurf von Christian Daniel Rauch nachgießen. Die Kopie wurde vor der Kaliningrader Universität aufgestellt, übrigens auf ihrem Originalsockel, auf den die Sowjetunion eine Statue des deutschen Kommunisten Ernst Thälmann platziert hatte. Nur war Thälmann von schlechter Qualität und bröckelte noch schneller als der real existierende Sozialismus. Der neugegossene Bronze-Kant dagegen trotz schon seit Jahrzehnten dem rauen Ostseeklima.

Vor dem Dom wartet Sergej Lugowoj auf mich, Philosophie-Professor an der Kaliningrader Universität und Kant-Spezialist. Wir gehen auf den Spuren von Kant durch das Neubaugebiet, wo einst die Altstadt stand. Kants Geburtshaus ist längst nicht mehr da, aber immerhin erinnert heute eine Bronzetafel an die Geburt des Philosophen an diesem Ort, wo heute ein Plattenbau steht. Unweit davon ging Kant zur Schule, wir passieren das dort gelegene ehemalige Königsberger St. Georgs-Hospital, heute eine Ausbildungsstätte für Fischereiwesen. Mit der Straßenbahn fahren wir weiter zu Kants ehemaligem Wohnhaus in der Nähe des abgeräumten Stadtschlusses. Anstelle eines Hauses sehen wir Straßenbahnschienen auf einer großen Kreuzung am Lenin-Prospekt. Drumherum stehen hohe Neubauten mit Leuchtreklamen. Es gibt nicht mehr viel Authentisches, aber dafür sehr viel mehr Erfundenes.

Neben dem Geburtshaus blinkt in rot und grün das Reklameschild einer lokalen Lebensmittelkette: «Kant-Market». Innen ein süßlicher Geruch von Schoko-Riegeln, Bonbons und eine Riesenauswahl von Alkoholika, dahinter eine kleine Theke mit abgepackten Käse- und Wurstportionen. Unweit des ehemaligen Wohnhauses von Kant können Besucher im Gästehaus «Oh my Kant» übernachten.

Auf der «Kant-Insel» in der Nähe des Doms bietet ein Laden «Kant-Schokolade» an, etwas weiter verkauft die Bratwurst-Bude «König» einen Glühwein mit dem Namen «Kant-Wein», der gar nicht schlecht schmeckt. In einem Souvenirladen kaufe ich mir einen Kant-Kühlschrank-Magneten und einen Kant-Notizblock, ich könnte auch noch Kant-Büsten, Kant-Tassen, Kant-Teller und Schlüsselanhänger mit Kant-Konterfei kaufen. Ein Automat prägt Rubelmünzen um zu Kant-Talern mit seinem markanten Seitenprofil. Das lass ich jetzt mal. Mich zieht eine andere Kant-Spielerei an. Von mehreren mannshohen Bildschirmen am Gehweg winkt mir Kant entgegen, der in einer Animation von einem russischen Schauspieler dargestellt wird und auf Berührung mit den Menschen spricht. Auf dem Touchscreen kann man ein «Selfie mit Kant» machen. Jugendliche stehen Schlange und lassen sich nach der Aufnahme das Selfie auf ihre Handys schicken. Danach bin ich dran. Ein Philosoph aus dem 18. Jahrhundert als Influencer? «Ich find' ihn cool», sagt eine junge Russin vor dem Selfieautomaten.

Sergej Lugowoj und ich gehen zu «Tante Fischer», einem nahegelegenen Restaurant mit preußischer Küche. Dort erklärt er mir bei einem Teller Königsberger Klopse und einer Kanne Sanddorn-tee, warum Kant früher ein Philosoph in Königsberg war und heute eine Marke in Kaliningrad geworden ist. «Das hat auch mit der offiziellen Anerkennung durch den Präsidenten zu tun.» Wladimir Putin hat in einem Dekret angeordnet, zum 300. Geburtstag an Immanuel Kant zu erinnern und ihn als einen der größten Denker und Philosophen der Menschheit zu ehren. «Insofern wird er zu einer Marke und degeneriert an manchen Orten auch zu einer digitalen Hülle.» Aber um ihn wirklich zu verstehen, müsse man ihn natürlich lesen. Und das sei komplex und «wahrlich kein kein Massenformat».

Übrigens sei Kant nicht bei allen so beliebt, sagt Lugowoj. Als es vor Jahren um die Frage ging, ob man die Stadt Kaliningrad in Kant-Grad umbenennen soll, habe es harten Widerstand gegeben. Und gegen Kant als möglichen Namensgeber für den Flughafen rebellierten Sowjetnostalgiker und russische Nationalisten. Manche

von ihnen konnten Kants Vorurteile über Russen nicht vergessen, die von Zeitgenossen überliefert wurden. So soll Kant gesagt haben, Russen seien so stark, weil sie als Kind Wodka mit Honig trinken müssten. Einige Kinder würden daran sterben, andere umso stärker, befand der sich in die Heilkunde verirrte Philosoph. Im Streit um Kant wurde die Statue vor der Universität mit rosa Farbbeuteln beworfen und sein Grab am Dom beschmutzt. Am Ende aber haben ihn alle Schmähungen unter den Kaliningradern nur umso bekannter gemacht.

Die monumentale Begräbnisstätte an der Nordostecke des Doms ist wohl der bekannteste Ort, an dem die Russen «ihrem» Kant huldigen. Nachts ist sie tiefviolett angeleuchtet, Blumen liegen davor. Alle Besucher der Innenstadt kommen hier vorbei, bei Hochzeiten gehen Brautpaare hin und lassen sich vor Kants Grab fotografieren. Gleich um die Ecke im Dom gibt es ein Kant-Museum, in dem Russland die Erinnerung an den Philosophen wachhält. Präsentiert werden alte Stiche von seiner Geburtsstätte, eine Nachbildung seines Wohnhauses, Briefe und Traktate. Vor allem aber wird der Mythos um den angeblichen «Russen» Kant erklärt. Im Siebenjährigen Krieg besetzten russische Truppen 1758 das preußische Königsberg. Durch die Besetzung wurde Kant für vier Jahre Untertan der Zarin Elisabeth. Damals schrieb er der Kaiserin einen Bittbrief, in dem er um eine Professur an der Universität Königsberg bat. In dem Schreiben empfahl er sich als «Knecht, der vor Ihrer Kaiserlichen Majestät in tiefster Devotion ersterbe.» Was damals eine übliche Formel bei der Anrede einer Kaiserin war, wird von Fremdenführern und russischen Kantologen heute als Kants Unterwerfung unter den russischen Thron interpretiert. Elisabeth lehnte Kants Anliegen übrigens brüsk ab. Die Ernennung zum Professor wurde Kant erst 1770 zuteil, als die Russen schon lange wieder abgezogen waren.

Höhepunkt im Kant-Museum ist noch eine Computeranimation, diesmal mit der Überschrift «Gespräch mit Kant» . Auf einem Bildschirm erscheint ein Kant mit ondulierter Perücke und philosophiert über Alltagsprobleme, darunter auch über die Frage «Was ist

eine Frau?» . Worauf der Computer-Kant antwortet: «Der erste Aspekt der Ungleichheit ist der zwischen Mann und Frau. Weil er stark ist und sie schwach, fühlt sich der Mann auf bestimmte Weise schuldig, wenn er sich nicht sogar für sie opfert.» Ob Kant das nun je so genau gesagt hat oder nicht, lässt sich in den Quellen nicht zweifelsfrei klären. Aber der Philosoph war gewiss von den patriarchalischen Geschlechtervorstellungen seiner Zeit geprägt. Das scheint vordergründig zu Putins favorisierten konservativen Familienwerten zu passen, und insofern wirkt Kant allein aus diesem Blickwinkel betrachtet recht russisch. Wie russisch, will ich durch einen Besuch bei Kaliningrads führendem Kantologen herausfinden.

Sergej Lugowoj bringt mich zu seinem Lehrer, dem Philosophie-Professor Leonard Kalinnikow. Wir umrunden die alte Königsberger Börse und gehen geradewegs in eine modernisierte Plattenbausiedlung der 1970er Jahre, nehmen einen der zahlreichen Eingänge und stiefeln hoch in den zweiten Stock. Kalinnikow öffnet die Tür, wartet geduldig, bis wir uns die Schuhe ausgezogen haben, und führt uns in sein Arbeitszimmer. Sein Schreibtisch ist umstellt von hohen Regalen mit Kant-Literatur auf russisch und deutsch, Kant-Zeichnungen, kleinen Kant-Büsten und einer Kant-Briefmarke hinter Glas.

Wie russisch ist Kant? Kalinnikow hebt abwehrend die Hände. Kant sei selbstverständlich ethnischer Deutscher, sein Geist und Wirken aber sei übernational und der allgemeinen Menschlichkeit verpflichtet gewesen. Dann kommt er zur Sache. Kalinnikow findet es «schade, dass Deutschland heute seinen großen Philosophen vergisst und sich in vielen Bereichen von den Kantschen Prinzipien verabschiedet» .

Wie bitte?

«Nehmen Sie nur mal seine Schrift vom Ewigen Frieden», sagt Kalinnikow. Kant habe gerechte Kriege nicht ausgeschlossen, wohl aber ungerechte Kriege. So einen habe Deutschland ab 1941 gegen die Sowjetunion geführt. Und heute habe Berlin «zusammen mit der Nato einen Krieg gegen Russland provoziert» . Ich denke mir nur: «Oh, nein, er ist auch verstrahlt!» und frage ihn, ob nicht die

russische Führung etwas aus Kant lernen könne. «Durchaus», sagt Kalinnikow, er schöpfe Hoffnung aus dem Kantschen Erbe: «Seine Schriften bieten Handlungsanweisungen zur Verbesserung der Situation.» Ich spüre den Ansatz von kritischer Vernunft und hake nach. Die berühmte Schrift Zum ewigen Frieden hat bekanntermaßen die Charta der Vereinten Nationen beeinflusst. «Wären nicht die UN so eine Institution, über die man zur Verständigung im Sinne von Kant kommen könnte?» , frage ich ihn.

«Nein», sagt Kalinnikow ganz entschieden. Die Vereinten Nationen würden sich unter dem Einfluss der USA von den Moralvorstellungen Kants und den Normen des internationalen Rechts abwenden. Aber da gäbe es eine neue Institution, die Brics! Ich zucke zusammen. Er redet von dem Zusammenschluss meist autoritär regierter Staaten mit Russland, China, Brasilien, Indien und Südafrika als Gründungsmitgliedern. Je mehr Länder dieser Gemeinschaft beiträten, sagt Kalinnikow, desto größer sei die Möglichkeit, dem ewigen Frieden näher zu kommen. «Die Völker der Brics werden auch die USA zwingen, das internationale Recht anzuerkennen und nicht die von ihnen ausgedachten Regeln», meint der Philosophieprofessor.

Kalinnikows Deutung ist Putin pur. Der russische Herrscher hat sich in seinem Feldzug für konservative Werte und gegen die Ukraine, die Nato und westliche Dekadenz auch auf Kant berufen. Vor Studenten der Kaliningrader Universität schlachtete er im April 2024 Kants aufklärerischen Weckruf aus: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» Das sei ja sehr aktuell, befand Putin. Und dann fiel ihm dazu nicht mehr ein als seine übliche Litanei: «Für Russland bedeutet das praktisch, dass wir uns von unseren nationalen Interessen leiten lassen.» Kant kann sich der Vereinnahmung nicht mehr erwehren, seine virtuellen Doppelgänger und Selfie-Models verwirren das Bild zusätzlich. Im dreihundertsten Geburtsjahr des Philosophen Immanuel Kant greift die russische Westausdehnung auf das Reich der Philosophie über. Auch dies wird mir bei dem Besuch bei Kalinnikow klar: Es gibt mindestens zwei Kants, einen, den wir in Deutschland kennen, und einen in

Russland, der für Putins konservative Ideologie anschlussfähig gemacht wird.

Ganz deutlich wird das beim Verhältnis der Geschlechter, worüber der Computer-Kant schon im Museum räsonierte. Kalinnikow meint, die Menschheit existiere überhaupt nur auf der Grundlage von Kants kategorischem Imperativ: «Handle nur nach derjenigen Maxime, von der Du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.» Der Westen verstoße dagegen, sagt mir Kalinnikow vorwurfsvoll. «Bei Euch propagiert der Staat Ehen zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern», und das wiederum sei ein Bruch mit Kants moralischen Prinzipien. Weiter gedacht, bedrohe es sogar die Menschheit, zumindest alle, die LGBTQ auf breiter Basis förderten und propagierten. Denn wenn der Westen die «amoralische Vorstellung von gleichgeschlechtlicher Ehe» zum allgemeinen Prinzip erhebe, dann gäbe es schließlich «keine Kinder mehr». Und am Ende keinen Westen. Ich nicke erschöpft. Und wenn es keinen Westen gäbe, dann wäre ja auch die Frage geklärt, wem Kant heute gehört.

Nach dem Abschied von Leonard Kalinnikow mache ich mich auf zur Bratwurstbude König und bestelle einen doppelten Kant-Wein.

Am nächsten Morgen wartet mein Fahrer auf mich. Wir fahren zur Grenze Richtung Litauen. Auf dem Weg halten wir in Tapiau, das die Russen Gwardijsk nennen. Ein altes ostpreußisches Städtchen, in dessen Zentrum ein riesiger rechteckiger Marktplatz dominiert. Ich schaue mir den sowjetischen Obelisken an, der dem Sieg der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg gewidmet ist, und natürlich den obligatorischem Kant-Market. Auf einer Hausmauer prangt drei Stockwerke hoch das Wandbild eines sowjetischen Rotgardistin mit Kalaschnikow und Fernglas im Arm und vielen Orden auf der Brust. Am Rande der Stadt halte ich vor den Resten einer Deutschordensburg aus dem Mittelalter. Roter Backstein, gotische Giebel, Türme und Mauern. Die Burg war nach dem Auszug der Ritter wechselweise preußischer Amtssitz, ein Lazarett, eine Kaserne, zwischendurch eine Irrenanstalt, dann ein Gefängnis, erst der Deut-

schen, dann der Russen. Eine grobe, aber doch treffende Zusammenfassung der historischen Aggregatzustände dieser Gegend in den vergangenen Jahrhunderten. Heute ist ein Restaurant darin, davor gemahnt ein russischer Wachturm an alte und neue Zeiten. Hinter Tapiau biegen wir auf der Landstraße bald nach Norden ab, in Richtung des Memel-Flusses.

Tilsit kündigt sich rechts am Straßenrand mit riesigen Buchstaben in rot an: Sowjetsk. Die Stadt sieht gar nicht so furchtbar aus, wie ihr Name aus der Stalinzeit vermuten lässt. Natürlich wohnen die meisten Menschen in den nackten, unverputzten Plattenbauten der Nachkriegszeit. Doch im Zentrum erinnern viele alte Gebäude an die Zeiten, als Tilsit noch eine preußische Provinzstadt war. Die «Straße des Sieges», die ehemalige «Deutsche Straße» im Zentrum, sieht aus wie die Hauptstraße einer Stadt in Brandenburg, preußischer Klassizismus und Historismus gemischt mit roten Backsteinbauten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Straßenbahnwaggon aus dem frühen 20. Jahrhundert beherbergt ein Café. Dahinter befindet sich das Rathaus und eine wiederhergestellte Bronzestatue eines Elches, Ostpreußens Wappentier. Vor der Stadt liegt eine Käserei, die wie in alten Zeiten «Tilsitskij syr», Tilsiter Käse, produziert. Sowjetsk hat seine Tilsiter Vergangenheit lange Zeit verdrängt. Doch heute erinnert man sich an die preußischen Wurzeln, genauso wie Kaliningrad an Kant. Ostpreußen und die untergegangene deutsche Kultur werden als Teil des Vielvölkerreichs in Russland integriert. Zwar leben hier keine Deutschen mehr. Aber die 1945 vertriebenen Bewohner der Stadt und ihre Hinterlassenschaften werden heute als Kolorit in den russischen Alltag gestreut. In einer Seitenstraße hinunter zur Memel stehen alte russische Panzer, ein Helikopter und Weltkriegsgeschütze, die erklären, wie alles so kommen konnte. Nicht weit davon liegt das Historische Museum, das einen Besuch wert ist, weil es noch einen verschütteten Aspekt der deutsch-russischen Beziehungen freilegt.

Es beginnt mit der jüngsten Vergangenheit, für deren Darstellung allerlei Stalin-Portraits, rote Fahnen und sowjetische Alltagsgegenstände aus Sowjetsk nicht fehlen dürfen. Es folgen Straßen-

und Ladenschilder, Werbeplakate und Schwarzweiß-Fotografien des alten Tilsit. Preußische Uniformen und Gewehre. Aufnahmen von Bildern, die der in Tapiaw geborene Maler Lovis Corinth geschaffen hat. Höhepunkt aber ist ein Saal mit Gemälden des französischen Herrschers Napoleon, des russischen Zaren Alexander I. und der preußischen Königin Luise von Mecklenburg-Strelitz. Sie war die Gemahlin von Friedrich Wilhelm III., dessen Truppen sich 1807 dem Heer Napoleons vollständig geschlagen geben mussten. Luise ist hier sehr wichtig, sie hat dem ahistorischen Sowjetsk eine legendäre Geschichte gegeben, die niemand ungerührt lässt und die heutige russisch-litauische Grenze prägt.

Napoleon traf sich in der preußischen Provinzstadt Tilsit im Juli 1807 mit dem russischen Zaren zu Waffenstillstandsgesprächen. Das niedergeworfene, entwaffnete Preußen lag zur Aufteilung auf dem Verhandlungstisch. Es war Luise, die in einer persönlichen Unterredung in einem Stadtpalast in der Deutschen Straße versuchte, Napoleon milde und maßvoll zu stimmen. Der französische Imperator lobte ihr silberdurchwirktes weißes Kreppkleid und machte ihr allerlei Komplimente, sie sei «wirklich bezaubernd» . «Sie bot mir gegenüber allen ihren Geist auf, wovon sie viel besaß. Ihr ganzes Benehmen war sehr angenehm und ihre Koketterie war nicht ohne Reiz» , schrieb Napoleon später nach Paris. In der Sache aber ließ er sich nichts abverhandeln. Mit Alexander I. einigte er sich im Frieden von Tilsit auf eine schmerzhaft Schrumpfung Preußens, das etwa die Hälfte seines Territoriums und seiner Bevölkerung verlor – und zu hohen Reparationszahlungen verdonnert wurde. Alexander soll sich dafür eingesetzt haben, dass Preußen überhaupt bestehen blieb, weil Russland nicht an das unruhige Frankreich grenzen sollte. Luise und ihre Begegnung mit Napoleon aber ging ein in die Mythen preußischer Heldenerzählungen.

In Tilsit erinnern eine Statue in einem Park am Stadtrand an Luise, vor allem aber die mächtige Königin-Luise-Brücke über die Memel, die Sowjetsk von Litauen trennt. Der fast 500 Meter lange Übergang wurde genau hundert Jahre nach dem Tilsiter Frieden gebaut. Im ersten Weltkrieg versuchten russische Truppen, die Brü-

cke zu sprengen, was misslang. Dafür jagten am Ende des Zweiten Weltkriegs 1944 deutsche Pioniere das Bauwerk mit deutscher Beessenheit in die Luft, allein das prachtvolle Portal auf Tilsiter Seite blieb stehen. Durch dieses Portal führt heute der Weg von Putins Reich in die Freiheit, von Russland nach Litauen.

Für mich ist es Zeit zu gehen, der Tag neigt sich dem Ende zu. Ich habe mir in einer lokalen Käserei noch etwas Wegzehrung eingepackt und mache mich zu Fuß auf zum Grenzübergang über den Fluss. An der Grenze ein riesiger Parkplatz, der ehemalige Fletcherplatz, im Süden drei Plattenbauten, im Norden vor dem Memelufer ein weißes leeres Haus aus wilhelminischer Zeit, davor Zäune und Stacheldraht der russischen Moderne. Ich gehe durch eine Art Gartentür in den Zollbereich. Autos dürfen hier nicht mehr durchfahren, nur noch Fußgänger. Die Zöllnerin ist vergleichsweise freundlich, schaut meinen Koffer nur oberflächlich durch, wir scherzen über meinen Käse, das ist alles noch ganz nett.

Dann aber die Passkontrolle. Der Grenzbeamte blättert endlos im Pass herum. Telefoniert lange. Nach einer halben Stunde kommt ein Vorgesetzter. Der nimmt mich mit in einen großen Raum mit ausrangierten Passkontrollbuden, Info-Tafeln des FSB-Geheimdienstes, der für die Grenze zuständig ist, und vielen Zentralasiaten. Es sind usbekische Händler, die zwischen der EU und Russland hin- und herreisen. Was die Russen nicht mehr können.

Es gibt keine Stühle, wir warten stehend vor einer Bürotür, hinter der die Grenzbeamten sitzen. Ich schreibe Nachrichten an den Fahrer, der auf der litauischen Seite der Memel auf mich wartet. Ein Offizier der Grenzschutztruppen stürzt aus der Tür und befragt mich vor allen anderen, was ich mache: Ah, Korrespondent, über welche Themen denn, waren sie in der Ukraine, soso, vor der «militärischen Spezialoperation», danach ganz sicher nicht, werden sie wieder fahren, ach, warum denn nicht?

Dann warte ich, eine Stunde. Anderthalb. Ein zweiter Offizier spricht mich an. «Bald lassen wir sie gehen. Beunruhigen Sie sich nicht.» Warum sollte ich mich beunruhigen? Blöder Spruch, denke ich mir. Warum sagt er überhaupt was von Beunruhigung? Ich will

ja nicht rein nach Russland, wo es oft Wartezeiten gibt, sondern raus. Aber jetzt hat er mir irgendwie das Wort Beunruhigung in den Kopf gesetzt. Dann sage ich mir: Ich denke zu viel. Ich schreibe nochmal dem Fahrer, dass es später wird. Ich benachrichtige meine Redaktion, dass ich hier feststecke. Dann denke ich, dass die Grenzschrützer sich jetzt denken, dass ich jetzt nachdenke. Dann denke ich weiter, dass die ja wollen, dass ich nachdenke und deshalb reden sie von «Beunruhigung» . Und die denken wiederum, ach, lassen wir ihn noch ein bisschen nachdenken. Denke ich mir jedenfalls so. Abnutzungskrieg, gibt's auch hier in der vergleichsweise harmlosen Psychovariante in Tilsit. Als der Offizier wieder sagt, ich solle mich nicht beunruhigen, sage ich, wissen Sie, da wartet ein Fahrer in Litauen auf mich. Fehler. Der Oberst antwortet: «Ja, aber Sie sind noch nicht an der Reihe.» Aber wenn ich hier so rumfrage, ob es nicht schneller ginge, dann dauere es noch länger. Denn dann könne er ja nicht an meinen Papieren arbeiten.

Plötzlich Ablenkung: ein Schäferhund läuft durch den Raum. Eine Beamtin weist die Usbeken und mich an, Koffer und Taschen in der Mitte des Raums in einer Reihe auf den Boden zu stellen. Der Hund soll nach Drogen und Sprengstoff schnüffeln. Macht er aber nicht, er tollt umher und landet mit der Schnauze geradewegs im Schritt eines Usbeken. Die Beamtin zieht das Tier weg und zeigt auf die Taschen. Drogen, dafür setzt es in Russland drakonisch hohe Strafen. Der Hund schnuppert, aber schlägt nicht an. Im Raum ist es schwülwarm geworden.

Schließlich, nach gut zwei Stunden, bewegt sich wieder was. Ein Mann mit Rollkragenpulli kommt auf mich zu. «Ziehen sie sich die Jacke an und kommen sie mit:» Durch die Nacht an dem leeren wilhelminischen Haus mit den hohlen Fenstern vorbei. Hoffentlich nicht da rein. Wir gehen daran vorbei. Rein in eine Containerbude. Die ist heiß wie eine Sauna. Ich darf mich zwischen einen Tisch auf einen Stuhl direkt vor die Heizung klemmen. Der Beamte trägt zu seinem schwarzen Rollkragenpulli Jeans, Sneakers, kurzrasierte Haare. Schon cool, die vom FSB. Hat auf seinem Zettel Fragen unten rechts handschriftlich notiert, einen Kasten drum gemalt. Fragt

Fragen wie: Wo wohnen sie in Moskau? Und wo in Berlin? Worüber schreiben sie? Wirtschaft, Gesellschaft, auch Politik? Fahren Sie in die Ukraine? Haben sie mit westlichem Militär oder Geheimdiensten Kontakt? Haben Sie Familie? Was machen sie so in Moskau? Haben Sie ein Korrespondentenbüro? Wo? Dann entlässt er mich. Ich gehe wieder zurück zu den Usbeken.

Doch die Usbeken sind schon alle weg. Ich bin der letzte Wartende. Der Beamte im Rolli fragt: Und, haben sie Ihren Pass? Ach, noch nicht? Sagen sie bloß, hier im Büro ist er auch nicht. Wieder Warten. Der Pass findet sich wieder an. Den übergibt mir ein Offizier feierlich wie eine Urkunde. Ich darf gehen, ziehe meinen Koffer um das hohle wilhelminische Haus herum. Betrete die Brücke. Unter mir rauscht die Memel. Vor mir in der stockdusteren Nacht das hohe Portal der Königin-Luise-Brücke, spärlich, aber erhaben angeleuchtet. Ein eiskalter Wind weht über den Fluss, ich will zügig weitergehen, dann wieder: «Halt, stehenbleiben.» Noch eine Kontrolle auf der Brücke, FSB-Grenzschrützer versperren meinen Weg. Ich frage warum, ich sei doch schon mehrfach umfassend kontrolliert. Sie nehmen mir den Reisepass ab. Auf meine Fragen eisiges Schweigen flussabwärts. Eine Beamtin zieht die Hülle von meinem Pass, fängt an zu blättern, schaut sich die Visa an. Greift zum Telefonhörer. Spricht lange, länger, am längsten von allen. Schließlich legt sie auf und sagt: «Wsjo! Das war's.»

Und dann gehe ich ganz unkompliziert mit meinem Koffer über die Memel nach Litauen.

Brückenschlagen: Von Petersburg nach Narva

~

Es ist früh am Morgen, als wir in St. Petersburg aufbrechen. Wir haben Glück, es ist weder regnerisch noch neblig. Am Ende der Straße leuchtet die goldene Spitze der Admiralität im Sonnenlicht. Links um die Ecke geht es zur Isaaks-Kathedrale und zur Newa. Petersburg ist in der Sonne einfach überwältigend, genauso wie nachts, wenn die prachtvollen Gebäude an der Newa angeleuchtet sind. Ich verabschiedete mich von einem guten Freund, mit dem ich in den Tagen davor durch Petersburg zog. Er wünschte mir eine gute Reise, dann fuhr ich mit dem Taxi zum Busbahnhof in der Nähe des Obwodnyj-Kanals. Das ist eine der Gegenden im sonst so glanzvollen St. Petersburg, wo das Abschiednehmen leicht fällt, weil Petersburg hier mehr wie Leningrad samt seiner industriellen Rückseite aussieht. Vor allem, als der Bus losfährt und wir durch die südlichen Vororte fahren. Über Autobahnen geht es an leeren Industriebetrieben vorbei, an riesigen Heizkraftwerken, rostigen Fabriken, über Brücken und unter Brücken hindurch, wieder Wärmekraftwerke, Autohöfe, auf denen verrostete Busse stehen.

Diese Fahrt an die Grenze ist meine letzte, bevor ich nach mehreren Monaten wiederkommen muss, um mein Visum zu verlängern. Es ist eine Abschiedsreise. Ich rücke ab von dem Plan, meinem mehrjährigen Aufenthalt in Russland noch weitere Jahre mit dem einzigen Wohnsitz in Moskau hinzuzufügen. Falls ich kein Visum mehr bekomme, werde ich Russland genauso aus der Ferne beobachten müssen wie die geflohenen Russen, wie die aus Russland ausgesperrten deutschen Osteuropaforscherinnen, wie die ge-

bannten europäischen Diplomaten und Politiker. Wenn ich das Visum bekomme, gehen die Grenzfahrten zwischen Berlin und Moskau auch künftig weiter. Meine Koffer sind groß, alles wirklich Wichtige habe ich eingepackt. Von Moskau nach St. Petersburg bin ich mit dem Schnellzug «Sapsan» gefahren. Kein Vergleich übrigens mit dem alten sowjetischen Eisenschlachtross, in dem ich von Orenburg nach Kasachstan reiste. Zwischen Moskau und St. Petersburg jagt ein Hochgeschwindigkeitszug, von Siemens gebaut, im Stundentakt hin und her. Jetzt sitze ich in einem estnischen Überlandbus nach Narva, der ersten estnischen Stadt nach der russischen Grenze. Knappe vier Stunden Fahrt liegen vor mir – und ein Grenzübertritt mit einigen Überraschungen.

Der Bus lässt die Palastanlagen von Peterhof in den Vororten von Petersburg rechts liegen. Es geht durch flaches Land, Birken, Fichten, Tannen und Ahorn wachsen in kleinen Waldstücken, die von großen Feldern durchbrochen werden. Die Dörfer der Gegend wirken wenig reizvoll. Wir passieren Vorgärten mit Unkrautdschungeln, alte Holzhäuser, die vor sich hingammeln, während daneben ein brachliegender Neubau auf Bauarbeiter wartet. Vielleicht sind aber auch alle längst umgezogen. Zehn Kilometer weiter liegt eine Datschensiedlung mit mehrstöckigen Villen aus den letzten 20 Jahren. Gestrichen in dunkelbraun, gelb, ocker, grün, blau, alles durcheinander. Rauchschwaden steigen aus den Schornsteinen, die in den Bus strömende Luft riecht nach verbranntem Holz. Einfach wegziehen scheint hier die Lösung für die alten Holzhäuser zu sein. Man lässt sie verrotten, nutzt sie als Brennholzrampe und baut daneben neue Häuser. An Platz ist ja kein Mangel. Wir fahren an einer Schule vorbei, in der Nähe ein Spielplatz, ein grünes einstöckiges Verwaltungsgebäude, ein Dorfteich, auf dem eine grüne Algensuppe schwimmt. Was mir auffällt ist das, was fehlt: Menschen auf der Straße. Kinder, die spielen. Menschen, die Brot holen. Bauern, die Kühe melken. Kühe sehe ich nämlich. Also muss hier doch jemand leben. Da, vor uns ein Bauer mit seinem Traktor. Der Bus bremst ab, wir kriechen ein paar Kilometer auf der kurvigen Straße hinter dem Traktor her.

Für mich die Gelegenheit, die Sitznachbarin am gegenüberliegenden Fenster auf ihr Handy hinzuweisen, das ihr im Halbschlaf auf den Boden gefallen ist. Larissa Kurnikowa, rote Haare, aufgeklebte Fingernägel, orange Bluse, blaue Jeans, rosa Sneaker, hat auch Narva als Ziel. Die 42-Jährige arbeitet in einem Lebensmittelladen in der Stadt und wohnt in einem Dorf in der Nähe. Dort sprechen alle Russisch wie sie. Kurnikowa spricht nur schlecht Estnisch, aber sie hat einen estnischen Pass. In ihrer Reisetasche und in der großen Plastiktüte hat sie Kleidung und Lebensmittel verstaut. Ich frage sie, ob sie lieber in Estland oder in Russland lebt. «In Estland, da verdiene ich mehr.» Sonst keine Gründe? «Nein, alle wollen doch nur überleben», sagt sie. Politik interessiere sie nicht. Sie hofft sehr, dass diese Grenze offen bleibt. Im Herbst 2023 schloss Finnland seine Übergänge nach Russland, weil die russischen Behörden die offenen Grenzen benutzten, um Migranten in die EU einzuschleusen. Finnland reagierte mit Abschottung. Jetzt kann dort niemand mehr hin- und herreisen wie sie. Estland hält den Übergang in Narva bislang offen. Für Larissa Kurnikowa ist das sehr wichtig: Ihre Eltern und zwei Tanten leben in St. Petersburg. «Meinen Eltern geht es nicht gut, ich fahre regelmäßig hin, um ihnen zu helfen.» Sie bringt auch Medikamente, die es in Russland nicht mehr zu kaufen gibt. Aber wohnen will sie dort nicht. Ihre Kinder leben in Estland. Der Sohn ist mit der Schule fertig und träumt von einem Studium in der Universitätsstadt Tartu. Die ältere Tochter lebt wieder im Dorf bei ihr. Sie hat sich von ihrem Mann getrennt, der zu viel trank. Ab und zu fährt sie mit nach Petersburg zu den Eltern. Der Übergang in Narva ist einer der letzten offenen Landübergänge zwischen Russland und der EU. Für Kurnikowa wäre eine **Grenzschließung eine Katastrophe**.

Bei Komarowka, fünf Kilometer vor der Grenze, hält der Bus für die erste Kontrolle an. Der Busfahrer steigt aus und stapft mit vielen Papieren zum Grenzbeamten. Routine, die erste Kontrolle. Gegenüber steht ein Kriegerdenkmal aus dem Zweiten Weltkrieg, reich mit Blumen geschmückt, bei näherem Hinsehen aus Plastik. Der Busfahrer schwingt sich wieder auf den Sitz und fährt die letzten

Kilometer. Auf der russischen Seite der Grenze liegt Iwangorod. Das Städtchen kündigt sich an durch eine große Autowaschanlage, zwei Tankstellen und einen Ehrenfriedhof aus dem Zweiten Weltkrieg. Auf der rechten Seite eine Kneipe, das «Old School Pub». Larissa Kurnikowa macht eine wegwerfende Handbewegung. Kein guter Laden offenbar. Zum Fluss Narva, der Estland und Russland trennt, geht es steil die Straße hinunter. Die beiden Festungsanlagen am Fluss geraten in den Blick, die Burg Iwangorod, dahinter liegt die Festung von Narva auf estnischer Seite. Wie so oft an Grenzen und Demarkationslinien haben die Russen einen T-34-Weltkriegspanzer auf einen Sockel gestellt, das Rohr gegen Westen gerichtet, wohin sonst. Der Bus steht vor einem Schlagbaum, eine beleibte Grenzbeamtin steigt in den Bus. «Öffnen Sie den Pass auf der ersten Seite mit der Fotografie!», ruft sie, läuft durch den Buskorridor und schaut sich die Pässe an. Die zweite Kontrolle. Der Schlagbaum geht hoch, der Bus fährt auf das Gelände der Grenzabfertigung und hält vor einem in die Jahre gekommenen Flachbau mit Aluminiumtüren und Plastikfenstern. «Alle aussteigen!»

Es beginnt die russische Grenzprozedur in einer ihrer unzähligen Varianten. Mittlerweile regnet es leicht, und Larissa Kurnikowa, ich und die Busgesellschaft stehen draußen Schlange vor einer Alu-Tür, von der ein Flügel natürlich verriegelt ist. Alle müssen sich und ihr Gepäck durch den Engpass bugsieren. Und aufpassen, die Tür klappt blitzschnell wieder zu. Ich schiebe meine Koffer vor mir her, Kurnikowa geht im Krebsgang seitwärts, damit sie mit ihren Taschen durchkommt. Ein Ehepaar mit schweren Koffern kommt hinter uns, ich helfe ihnen durch die Tür. Beim Warten lernen wir uns kennen. Es sind Tatjana Nowikowa und ihr Mann Witja. Sie kommt aus dem ukrainischen Charkiw, ihre Eltern leben im russischen Belgorod, das vor dem Krieg 80 Kilometer von Charkiw entfernt lag. Heute trennt die Front die beiden Städte. Nowikowa und ihr Mann sind im März 2022 vor dem russischen Überfall aus Charkiw geflohen und leben heute in Berlin. Aber jetzt haben sie Tatjanas Eltern in Belgorod besucht, zum ersten Mal. Und der 3000 Kilometer lange Weg dorthin und zurück führt über Narva.

In der Abfertigungshalle riecht es nach Desinfektionsmittel und nach den Toiletten, die vielleicht noch mehr davon gebrauchen könnten. Wir stauen uns vor einem Röntgengerät, durch das die Busgemeinschaft ihr Gepäck schieben muss. An dem Tisch dahinter wird dann ausgepackt. Die Zöllner wühlen Kleidung, Koffer, Tüten und Taschen durch. Anschließend darf ein Schäferhund das Gepäck und ihre Besitzer abschnuppern. Immer wieder die Suche nach Drogen oder Restbeständen davon. Das lohnt sich für die Russen. Während ich auf die amtliche Beschnüffelung warte, erinnere ich mich an die beiden Fälle, in denen der russische Staat wegen nichtiger Drogenvergehen zwei Geiseln nahm, die Deutschland und die USA mühselig austauschen mussten. Die erste war die US-Basketballspielerin Britney Griner, die bei der Einreise in Moskau im Februar 2022 im Koffer eine geringe Menge Marihuanaöl dabei hatte, zur Entspannung ihrer Muskeln. Dafür wurde sie in Moskau zu 9 Jahren Haft verurteilt. Putin ließ sie nach der Verurteilung im Dezember 2022 gegen den Verbrecher und Waffenschmuggler Wiktor But austauschen, durch dessen Waffen Abertausende Afrikaner gestorben sind. Im Februar 2024 wurde der Deutsche Patrick Schöbel in St. Petersburg am Flughafen gefasst, weil er Cannabis-Gummibärchen im Gepäck hatte. Er saß ein halbes Jahr im Gefängnis und kam mit vielen anderen frei, als Deutschland den verurteilten Mörder und russischen Agenten Wadim Krassikow nach Russland ausreisen ließ. Putin begrüßte Krassikow mit einer Schurkenumarmung und einem Knuff in den Arm auf dem Flughafen. Im Grenzgebäude von Iwangorod schnüffelt der Hund folgenlos an meinen Koffern.

Dann kommen die Grenzschrützer und wollen die Reisepässe sehen. Die dritte Kontrolle. Mein Pass wird ewig gewendet, auf- und zugeklappt. Jede einzelne Seite wird malträtiert, mit Scannern überzogen, auf kleinste Unstimmigkeiten geprüft. Eine Speziallupe fährt über den Pass, das Visum, meine Migrationskarte. Die Beamten der FSB-Grenztruppen schaut lange in den Rechner. Ich überlege, was da wohl über mich stehen mag, dass sie so lange lesen kann. Sicherlich ist in den Akten notiert, dass ich Korrespondent

bin. Wo ich wohne und wo unser Büro ist, natürlich. Vielleicht Protokolle von Befragungen an der Grenze. Doch womöglich steht da auch, dass ich Wochen zuvor mit dem Fahrrad unerlaubt über den Zebrastreifen fuhr, von einem Polizisten gestoppt wurde, ein Protokoll unterzeichnen und 500 Rubel (umgerechnet 5 Euro) Strafe zahlen musste? Schließlich bekomme ich kommentarlos meinen Pass wieder. Bei Kurnikowa geht es schneller, sie ist hier öfter. Doch richtig in die Mangel genommen werden andere.

Die Ukrainer! Flüchtlinge, Reisende und Entwurzelte aus dem von Russland besetzten Osten der Ukraine stehen mit uns in der Schlange, doch werden vor der Passkontrolle von uns getrennt. Sie bekommen eine Sonderbehandlung und warten in der Abfertigungshalle. Die Grenzschrützer öföfnen eine Seitentür, die zu einem engen Korridor mit mehreren Büros führt. Dort müssen die ukrainischen Reisenden hintereinander hineingehen. Wir warten in zwanzig Meter Entfernung. Plötzlich kommt einer aus der Tür heraus, halbnackt. Er geht auf Toilette. Dann erscheint eine junge Frau mit verheultem Gesicht. «Was ist passiert?» , frage ich. «Leibesvisitation» , stößt sie heraus. Es sei erniedrigend. Die Frau lebt in Polen, kommt aber eigentlich aus Luhansk in der Ostukraine, das heute von russischen Truppen besetzt ist. Ihre Großeltern leben dort noch, und sie wollte sie besuchen. Auch von Polen nach Lugansk führt der Weg durch das Nadelöhr von Narva und Iwangorod. Doch am Kontrollposten von Russland in die besetzten ukrainischen Gebiete wurde sie gestoppt, festgenommen und fast 2000 Kilometer nach Iwangorod an die Grenze zurück deportiert. Ich frage sie, ob sie eine Tatjana Nowikowa und ihren Mann Witja gesehen hat. Sie schüttelt den Kopf. Wie es ihnen wohl ergeht?

Die Busgesellschaft drängt sich mittlerweile am Ende der Halle vor einer geschlossenen Tür. Dort soll es weitergehen. Es ist schwülheiß, viele tragen ihre Jacken auf dem Arm. Ein Grenzschrützer öföfnet, und wir gehen wieder zum Bus. Verladen das Gepäck und setzen uns. Die letzten hundertfünfzig Meter auf russischem Boden fahren. Neben uns ragt die Festung Iwangorod auf. Links und rechts der Straße Stacheldrahtzäune, die bis hinunter zum Narva-Fluss

und über die Brücke gezogen sind. Dann steigen wir wieder aus. Nehmen die Koffer und gehen zu Fuß zur Brücke. Doch erst noch die vierte Kontrolle: «Reisepass und Visum!» Ich dachte schon, es seien die Esten, als ich auf der schwarzen Uniform des Grenzbeamten FSB lese. Roboterhaft ziehen alle ihre Pässe heraus. Auf den letzten Metern der Brücke gehen wir schon auf estnischem Boden. Blicken auf die Mauern der Burg von Narva, der «Hermannsbeste» . Dann geht es in das estnische Grenzgebäude. Eine andere Welt: elektronische Passkontrolle. Der Computer liest meinen Personalausweis, ich schaue in die Kamera, die Tür geht auf und ich bin in der EU. Keine Fragen, keine Erniedrigung, keine Belästigung. Und für die Ukrainer Hinweisschilder auf ukrainisch. Auf dem Petriplatz vor dem Grenzübergang verabschiede mich von Larissa Kurnikowa, die sich in einen Bus setzt, um in ihr Dorf weiterzufahren. Von Tatjana Nowikowa und Witja habe ich nichts mehr gehört und gesehen.

Schon auf dem Petriplatz gefällt mir Narva in seinen Brüchen und Widersprüchen. Die Aufschriften und Schilder sind auf Estnisch verfasst, die Menschen sprechen russisch. An ihrem Akzent kann man meist nicht erkennen, ob sie nun aus Narva oder Iwangoorod, aus Tallinn oder St. Petersburg kommen. Diese Städte sind vielfach vernetzt. Narva, im Mittelalter eine blühende Hansestadt, war seit dem 16. Jahrhundert umkämpft zwischen Russland einerseits und dem Deutschen Orden, Schweden und Dänemark auf der anderen Seite. Anfang des 18. Jahrhunderts eroberte Peter I. die Stadt, die zweihundert Jahre später, 1918, Teil des unabhängigen estnischen Nationalstaats wurde. Im Jahr 1940 ließ Stalin Narva besetzen, bevor Hitler Estland eroberte und es am Ende wieder an Stalin verlor. Bei der brutalen Rückeroberung der Stadt ab März 1944 zerstörten die sowjetische Luftwaffe und Artillerie Narva fast vollständig. Von 3200 historischen Häusern blieben nur 200 übrig. Unweit des Petriplatzes klären große Stelltafeln die Menschen auf über die Verheerung ihrer Stadt und zeigen die prächtigen Gebäude und mittelalterlichen Kirchen, die verloren gingen. Die Sowjetmacht legte auf die Rekonstruktion der Altstadt keinen Wert. Heute ist Narva in wei-

ten Teilen eine Ansammlung von vierstöckigen sowjetischen Ziegel- und Plattenbauten, unverputzt und bräunlich grau. Dazwischen ragen als Gruß aus einer glanzvolleren Vergangenheit das historische Rathaus und die Hermannsfeste am Narva-Fluss hervor. Die allerdings ist schon für sich eine imposante Sehenswürdigkeit. Von einer Anhöhe nahe dem Grenzübergang schaue ich auf die in Sandstein und Granit gemeißelte Konfrontation der beiden historischen Bollwerke.

Hoch über dem Fluss stehen sich die beiden Festungsbauten gegenüber, hier Narva, dort Iwangorod. Es war Zar Iwan III., der 1492 die Festung Iwangorod gegen die Herrmannsfeste des Deutschen Ordens bauen ließ. Schon damals als Bollwerk gegen einen als feindlich angesehenen Westen. Heute wehen auf dem estnischen Ufer die estnische, die europäische und die Nato-Flagge, in Iwangorod eine überdimensionierte russische Flagge. Auf dieser Seite gehen die Menschen auf neu angelegten Uferwegen die Narva entlang, ein paar Kinder baden, ein Mann angelt im Fluss. Auf der russischen Seite sperren Zäune und Stacheldraht den Zugang zum Wasser ab. In der Flussmitte endet die EU und ihr schützender Rechtsraum, dahinter beginnt Putins Reich der Rache. Auf der Brücke zwischen den Burgen stehen die Menschen Schlange, um auf die andere Seite zu gelangen. Nirgendwo sonst ist der eiserne Vorhang quer durch Europa spektakulärer zu besichtigen als hier in Narva. Und nirgendwo sonst hat der Gegensatz eine so lange Geschichte.

Die Dramatik des Ortes scheint die Menschen allerdings wenig zu rühren, die bei Sonnenschein am Ufer des Flusses spazieren gehen. Mit EU-Mitteln entstand an der Narva ein Naherholungsparadies direkt an der harten Grenze. Ich gehe von der Festung aus flussabwärts und sehe Russland, das in der Strommitte beginnt, aus einer neuen Perspektive. Gegenüber hat die russische Küstenwache einen neuen Marinestützpunkt gebaut. Unweit davon steht ein alter, rostbefleckter Wachturm, der ein bisschen Zonengrenzatmosphäre verströmt. Auf westlicher Seite sind Paddler unterwegs. Ein estnischer Polizeiwagen patrouilliert langsam fahrend den Uferweg.

Die Beamten halten an und fragen mich etwas auf Estnisch, dann auf Englisch, woher ich komme. «Aus Deutschland.» Sie nicken und fahren weiter. Ein gelbes Schild am Ufer warnt, dass die Grenze in der Flussmitte sei und schwimmen strengstens verboten. Trotzdem plantschen auf russischer Seite einige Männer im Strom. Sofort schießt ein Boot der russischen Küstenwache heran und fordert die Männer per Lausprecher auf, das Wasser sofort zu verlassen. Eine estnisch-russische Familie steht neben mir am Ufer und beobachtet die Szene. «Guck mal, da baden unsere!», sagt eine Frau auf Russisch. Ich verstehe nicht, warum die Russen «unsere» sind und frage nach: «Aber sind das nicht Russen, die da baden?» Und bekomme die Antwort: «Natürlich, unsere!» Das geht mir nicht mehr aus dem Kopf, als ich zur Festung zurücktrotte. Warum spricht eine estnische Bürgerin so vertraut von den Russen? Ist Narva weniger estnisch, als die Fahnen vermuten lassen?

Im Schatten der Festung treffe ich Irina, eine Frau Mitte sechzig, hennarot gefärbte Haare, große Brille, rotgeblühtes Sommerkleid. Auf mein «Hello!» antwortet sie gleich auf Russisch. Ich frage sie nach den Schwimmern, die auf der russischen Seite vor einem Stacheldrahtzaun baden. «Da drüben ist alles militärische Zone», erklärt sie. Aber eigentlich sei das «absurd». Narva sei doch eine «russische Stadt, russisch in Estland». Früher sei das sowieso alles eine Stadt gewesen, «Narva, Iwangerod – egal!» Irina spricht von früher, als Estland zur Sowjetunion gehörte. Die meisten Esten sehen das heute als Besetzung, Irina sieht es als gewachsene Zusammengehörigkeit. In der Sowjetzeit wurden viele Russen in Narva und Umgebung angesiedelt, um die neuen Kombinate zu betreiben, aber auch als Teil der sowjetischen Politik, die in vielen Teilrepubliken bewusst russische Minderheiten schaffte. «Meine Mutter ist auf der anderen Seite in Iwangerod aufs Gymnasium gegangen», sagt Irina. Sie konnte sogar Estnisch, habe aber mit ihr immer nur Russisch gesprochen. Deshalb ist Irinas Estnisch nur rudimentär vorhanden. Ihre 40-jährige Tochter spricht auch nur Russisch, das Estnische wurde in der Sowjetunion nicht gepflegt. «Aber mein Enkel», sie zeigt auf einen zehnjährigen Jungen, der am Ufer angelt,

«der muss jetzt alles in der Schule auf Estnisch lernen, auch die Naturwissenschaften!» Ist das nicht normal in Estland, will ich fragen, da kommt der Enkel an und ruft: «Schau mal, Oma, wir fangen Fische, ich habe einen richtigen Köder!» Der Kleine hat einen Akzent im Russischen. Irina gefällt das nicht. «Russisch wird in der Schule nicht mehr durchgehend gelehrt», ärgert sie sich. Wo ist das Problem, frage ich sie. «Narva ist doch eine russische Stadt!» , beharrt sie. Und eine estnische, füge ich hinzu. Ihre Tochter schicke den Sohn jetzt auf Russischkurse in der Orthodoxen Kirche, damit er die Sprache richtig lerne. «Wie kompliziert alles geworden ist!» , seufzt Irina. Früher sei alles einfacher gewesen. Da musste sie nicht Schlange stehen, um nach Russland hinüberzugehen. Da gab es keine Grenze. Da sei sie mit ihrem Mann in den Kaukasus gefahren, um Urlaub zu machen. Heute sei ihr Mann gestorben und der Kaukasus unerreichbar fern. Und es gab nicht so viele Ukrainer in Narva. «Die Flüchtlinge! Die bekommen hier alles umsonst und werden überall bevorzugt.» Auch das gefällt ihr nicht. «Ich hoffe, dass dieser Krieg bald endet, dann kommen sie nicht mehr!»

Am nächsten Tag sitze ich im Valge Körvits, einem Gasthaus in einem der letzten Fachwerkhäuser der Stadt. Auf dem Tisch stehen eine Gurkensuppe, eingelegte Heringe, Bratkartoffeln und dazu frisches Schwarzbrot mit Koriander. Plötzlich stehen Tatjana Nowikowa und ihr Mann in der Tür. Was für eine Freude! Ich lade sie spontan ein. Natürlich interessiert es mich brennend, was ihnen passierte, als sie an der Grenze aussortiert wurden. Sie bestellen sich eine Suppe und ein Bier und erzählen von der Abfertigungshalle an der Grenze. «Zuerst haben sie uns in einen schmalen Korridor getrieben und von dort weiter in ein Dienstzimmer», sagt Tatjana. Dort mussten sie sich ausziehen: Leibesvisitation. Dann hätte man ihre Mobiltelefone überprüft. Chats durchgelesen und Daten kopiert. Anschließend ging es zum Verhör in ein anderes Dienstzimmer. Dort saß ein Mann vom Geheimdienst und fragte sie nach allen Kontakten auf dem Handy, vor allem bei männlichen Namen:

Brückenschlagen

Wer ist das?

Woher kennen Sie ihn?

Hat er in den ukrainischen Streitkräften gekämpft?

War er bei dem faschistischen Aow-Regiment?

Hat er Kontakte zu westlichen Geheimdiensten?

Für Tatjana waren diese Fragen die reinste Quälerei: «Ich habe meine Kontakte nie gelöscht» . Sie lehrt Wirtschaft und Sozialwissenschaften. Auch die Kontakte von Studenten hat sie sie in ihr Adressbuch geschrieben. «Ich weiß natürlich nicht, was sie heute nach dem Studium machen.» Sie könnten an der Front sein, aber auch im Exil. «Woher soll ich das wissen?» , fragt Tatjana. Das Verhör ging immer weiter, bis tief in die Nacht hinein. Am Ende hatte sie zehn Stunden beim Geheimdienst gesessen, sei zwischendurch auf dem Tisch eingenicke, aber kurz darauf immer wieder geweckt worden. Es war in der Stube klamm und feucht vom Fluss. Als sie fertig waren mit dem Verhör, sagte man ihr, dass ihr Mann schon gegangen sei. Taktische Trennung: Sie müsse leider bleiben für weitere Befragungen. «Ich bekam es mit der Angst zu tun!» Sie fragte, wo ihr Mann jetzt sei. Warum sie getrennt würden? Ob sie ihr Telefon zurückbekommen könne, um ihn anzurufen? Darauf nur eisiges Schweigen flussabwärts.

Erst am nächsten Morgen gab man ihr das Telefon zurück. Dann ließ man sie gehen, kommentarlos. Sie rief sofort Witja an, der auf dem Petriplatz von Narva vor der Grenzstation auf sie wartete. In Freiheit.

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2025
Wilhelmstrasse 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Andrea Wirl
Umschlagabbildung: Autorenfoto vom Autor,
Hintergrund Königin-Luise-Brücke in Tilsit/Sowjetsk

© Ninevija, shutterstock enterprises
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany
ISBN 978 3 406 83003 7
FA 258577



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de